

Jan Koneffke

DIE
TSANTSA-
MEMOIREN

Roman

Galiani Berlin

Aus Verantwortung für die Umwelt hat sich der *Verlag Galiani Berlin* zu einer nachhaltigen Buchproduktion verpflichtet. Der bewusste Umgang mit unseren Ressourcen, der Schutz unseres Klimas und der Natur gehören zu unseren obersten Unternehmenszielen.

Gemeinsam mit unseren Partnern und Lieferanten setzen wir uns für eine klimaneutrale Buchproduktion ein, die den Erwerb von Klimazertifikaten zur Kompensation des CO₂-Ausstoßes einschließt.

Weitere Informationen finden Sie unter
www.klimaneutralerverlag.de

*Die Arbeit des Autors an dem vorliegenden Buch
wurde durch den Deutschen Literaturfonds e.V. gefördert.*



Verlag Kiepenheuer & Witsch, FSC-N001512

I. Auflage 2020

Verlag Galiani Berlin

© 2020, Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln

Alle Rechte vorbehalten

Covergestaltung Manja Hellpap und Lisa Neuhalfen, Berlin, unter
Verwendung verschiedener Illustrationen von freepic.

Lektorat Wolfgang Hörner, Alice Herzog

Gesetzt aus der Calluna

Satz Wilhelm Vornehm, München

Druck & Bindung GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN 978-3-86971-177-5

Weitere Informationen zu unserem Programm
finden Sie unter www.galiani.de

I

*Von meinem Leben vor der Zeit, als ich reine Anschauung bin,
und dem Tag, mit dem meine Geschichte beginnt;
erste Schreibzimmererinnungen an mein Erwachen
bei Don Francisco Ramirez in Caracas,
zwischen seinen Kindern und Pepitos Tieren;
der sprechende Blauara Cayo und El Pequeño*

... nichts weiter als innerer Frieden und Feuchtigkeit ... ein Teppich, der bis zur entferntesten Grenze reicht, diesem abwechselnd gelben und lackroten Streifen ... in Sonne und Wasserdunst flimmernde Baumwipfel ... es ist der schwarzblaue Wollball mit dolchscharfem Schnabel, der aus der Vergangenheit wischt und mir krabbelndes Leben aus Haaren und Falten hackt ... Echsen, die sich mit erhobenem Kopf und halboffenem Maul von der Hitze durchrinnen lassen ... ein Tier, das sich an einen Zweig krallt, wo es seine sperrigen Lederhautschirme zusammenklappt ... ein atmender Moosklumpen an seinem Ast, dem ein Guß seine sprießenden Fellalgen auffrischt ...

Es melden sich wieder in mir die bei nachtklarer Finsternis flammenden Myriaden von Sonnen, orangene Riesen und sandbraune Zwerge, weißblaue Spiralen und neblige Schlieren ... erinnern sich wieder in mir die am schachtschwarzen Himmel verbrennenden Sternschnuppenschauer und Tausende Kugeln, die feurig zur Erde fielen, Meteore und flackernde Erdbebenlichter ... und es melden sich wieder die anschwellenden Tierstimmen, wenn schlagartig Dunkelheit einkehrte: Aus dem endlosen Wald, der sich vor mir erstreckte, stieg als erstes das tosende Grollen eines Raubtiers auf, dem das Geschrei seines Beutetiers folgte,

ein Tumult, der den Dschungel in Aufruhr versetzte; es erwiderten kehliges Schmettern und Pfeifen. Bald war es Bellen, bald Schmatzen und Seufzen, das in Wellen aus dem Dickicht zu mir an die Klippe drang – und das Tier mit dem faltigen, blauschwarzem Bartgesicht, das an ellenlangem Schwanz in der Baumkrone hing, ahmte mit seiner Trommel im Kehlkopf das Grollen und Schreien und Trompeten der anderen nach.

Es tauchen in mir wieder baumhohe Farne im schummrig verhangenen Walddunkel auf; wegschnellende Steine, die bucklige Nager sind; Laub, das Beine bekommt, und der Geist eines Falters, lavendelgrau taumelnd und groß wie ein Vogel; Lianen, wie Holzketten bis in die Wipfel, und ananasschuppige schillernde Pflanzen. Ein Strom roter Tiere, dreiteilig und sechsbeinig, erreichte den Fleck, an dem ich mich aufhielt, kroch in meine Ohren und krimmelte auf meinen Augen.

Wo ich meinen Wachtraum verbrachte, war roter Stein, zeitweise mit moosigen Flechten bewachsen. Es war eine Mulde im Fels, die mir Schutz bot. Bei Gewitter und Wolkenbruch lief sie mit Wasser voll, das mir zur Nase, wenn nicht bis zum Haaransatz reichte ... es wiegte mich von einer Seite zur anderen, ohne mich in die Tiefe zu schwimmen, die sich vor mir auftat ... das Wasser verdunstete wieder in sengender und meine Lederhaut trocknender Sonne ...

Nichts als Feuchtigkeit, Frieden und Seelenruhe ... bis zu dem Tag, der mein Schicksal besiegelte und mit dem meine Geschichte beginnt. Es ist eine Erinnerung, schattenhaft und verwischt – mehr eine Schwingung, die sich in mir meldet –, an Stimmen, die vom Wald hoch zu mir an den Felsen drangen, anders beschaffene Stimmen, als die mir vertrauten, nicht schnatternd, nicht kreischend, nicht gellend, nicht keckernd ... selbst dem rotbraunen Pelztier mit blauschwarzem Bartgesicht, das an ellenlangem Schwanz im Lapachobaum hing, und das sonst alles nachahmte, Wind in den Palmenzweigen, tuckerndes Felshuhn und schimpfende Papageien, schienen diese Stimmen in der Tiefe zu unheim-

lich, um sie trotz seiner Echolust nachzuahmen ... und sie nahten beim Aufstieg zu mir auf den Felsen ...

In dieser verschwommenen Erinnerung kam es zu einer Bewegung, die ich zuvor niemals erlebt hatte, als es mich aus meiner Mulde im Felsen hob und hoch in der Luft vor die brennende Sonne hielt ... ich blinzelte blind in einen Kranz gelber Strahlen ... ich weiß nichts von einem Gesicht, das mich angaffte ... nichts von einem Palmenblatt, in das man mich wickelte, oder einem Korb, in dem man mich verstaute ... ich versank in einem Dunkel, das ich nicht gewohnt war, in dem es nicht schimmerte, blinkte und blitzte ... ich schwebte in ewiger Leere und Finsternis ...

Was sich als Erinnerung anschließt, ist klarer: Bei Dunkelheit schwebe ich in einem Zimmer mit schmiedeeisern verschlungen vergitterten Fenstern ... Geckos kleben an Mauern und Decke und Nachtfalter flattern um eine Gestalt, die mit kratzender Feder bei Kerzenschein schreibt, werfen raschelnde und sich vermengende Schatten und fallen als winzig aufflackernde Fackeln zu Boden ...

Eine Erinnerung aus diesem Zimmer, bei Tage ... mir steht der vor Hitze erzitternde Innenhof mit seinem Brunnen in der Mitte vor Augen ... um seine Schale weht hauchfeiner Dunst, und er sprengt diamantweiße Perlen in die Luft ... Dohlen, die Brotkanten stehlen und am Brunnenrand einweichen ... oder Wespen, die zum Nestbau verwendete Lehmkugeln im Fluge anfeuchten ... Schattierungen, Umrisse, Treiben und Trubel ...

Wieder eine Erinnerung an diesen Hof, den ich aus einer anderen Ecke betrachte ... mein Platz ist nicht mehr zwischen Landkartenrollen, Votivgaben, Rosenkranzketten und Bibel, zwei Klapperschlangenklappern und einem seine Schwingen aufspannenden Flugvampir, der an einem Kreuz steckt, nicht ohne sein Maul zu einem Schrei aufzureißen, beim Schreibtisch im zimmerhohen, bauchigen Glasschrank ... ich schwinde beim Lesepult, mit einer Kordel am Balken der niedrigen Decke befestigt, von wo aus ich bessere Sicht auf den Patio habe ...

An drei Seiten des Hofes mit seinem Pflaster aus weißem, von Schuhen und Fersen poliertem Naturstein, verlief eine Holzgalerie. Auf dem Arkadengang wippte der Schwefeltyrann, der bei Sonnenaufgang seinen Morgengruß schmetterte, aus voller Kehle, mit goldener Brust, falls das Holzdach nicht gerade vor Sittichen wimmelte oder Schwalbengeschwader im Himmelsloch flitzten. Vom Eingangstor, ausreichend groß, um mit Waren beladene Karren in den Innenhof zu ziehen, war von meiner Ecke aus nichts zu erkennen. Was ich erkennen konnte, war eine Pforte, verschluckt von den Rosen, die sich an der Mauer kanariengelb bis zur Krone hochrankten, an Tagen mit Meereswind klappte und klapperte sie; linker Hand wiederum kletterten Coralitas vom Dach des Arkadenumlaufs in den ersten Stock, in dem die Familienmitglieder schliefen ...

Andere Aussichten kannte ich nicht, meine Stelle beim Lesepult wechselte nicht mehr ... eines der Fenster, bei dem es sich mehr um ein Loch in der Wand handelt oder einen Spalt ohne Fensterglas oder Papierbezug, nur mit besagtem verschlungenen Muster vergittert, geht auf die Gasse, von der aus mich Schritte, I-Ah-Schreie, Hufschlag und Wagenradknirschen erreichen ... im breiteren Fenster der Wand auf der anderen Seite zeigt sich eine Bergkette, khaki- und schiefergrau, vor der sich verdorrendes Grasland ausbreitet, auf dem in der Nacht eine Unzahl von Feuern brennt, die einem Lavastrom gleichen ...

In dieser Anfangszeit sind es Gestalten und Namen, die in mich einwandern, bis ich sie wiedererkennen kann. Der entscheidende Name ist der Don Franciscos, der mir wiederholt alle Tage zu Ohren kommt. Don Francisco Ramirez, der mit mir das Zimmer teilt, wenn er ein Schreiben aufsetzen muß oder Besucher hat, ist ein kurzer, kompakter und rundlicher Mann. Er hat fleischige Wangen, ein Kinn, weich und vorstehend, und Lippen, die beides sind: schmal und korallenrot. In seinem Gesicht mit den kindlichen Augen, dem Bogen der schwarzen harmonischen Brauen und einer als Knolle auslaufenden Nase scheint er zu

vereinbaren, was sonst unvereinbar ist, Strenge mit Sinnlichkeit, Rachsucht mit Unreife und kindische Neugier mit Unbeherrschtheit – Charakterisierungen, die ich erst treffen kann, als sich in mir ein Bewußtsein entwickelt hat, was eine (beachtliche und von mir nicht zu ermessende) Weile in Anspruch nehmen wird.

Der zweite entscheidende Name ist der eines Tiers, das, nicht anders als ich, Teil des Schreibzimmers ist. Es wippt unweit vom Leseputz auf einer Stange, heißt Cayo und ist ein Regenwaldpapagei. Aus seinem Schnabel, der meistens halboffen steht, quillt seine Zunge, ein Pfropfen mit Reibehaut. Beeindruckend wirkt sein saphirblaues Federkleid, selbst wenn es vom Alter halb stumpf, halb zerzaust ist. Dieser Ara, der mich bis zum Schluß nicht beachtet, kann sprechen, und seine besondere Leidenschaft ist es, sich mit Don Francisco zu streiten. Dauernd kommt es im Zimmer zu Krach und Krawall. Der am Schreibtisch Papiere studierende oder bekritzelnnde Mann zischt und schimpft mit dem Cayo, der mit ohrenzerreißendem Kreischen erwidert und ganz außer sich um seine Stange rotiert: »Nux míssima míssima árax úxutl u!«

Zwei weitere Wesen im Haus sind Julietta, die Franciscos korallenrote Lippen geerbt hat und seine harmonischen Bogen von Brauen ... und vor allem Pepito, das kleinere Kind, seines Vaters Cariño und Chiquitito, dem er von den Lippen abliest, was sein Herz begehrt.

Pepito, das Kind, hat nichts lieber als Tiere, weshalb sie im Haushalt zu Unmengen vorkommen, ein Jungesel von zwergenartiger Rasse mit silbrigem Fell, willig, zutraulich, anschniegssam, auf dem der jauchzende Junge den Springbrunnen umrundet; oder es zwitschert und tschilpt, pfeift und trillert, als aus in den Llanos und am Orinoko verstreuten Missionen Vogellieferungen eintreffen, Exemplare von aufsehenerregender Pracht, purpurrot, aprikosenorange und aurikelgelb, mit Streifen und Sprenkeln an Bauch oder Schwanzfedern, im Hof schwanken Bauer aus Palmblattstielen, Bast oder Eisendraht, bis der Junge den Aufruhr der

Vogelstimmen leid ist, und sein Vater den Hausangestellten befiehlt, sich die Bauer zu schnappen und aufzusperren und alle Insassen fliegen zu lassen; die meisten entfernen sich schleunigst ins Freie und hocken verwirrt auf dem Brunnenrand; andere bekriegen sich schreiend auf dem Dach, und ein Regen aus Federn geht nieder, aurikelgelb, purpurrot und aprisenkosenorange, sie treiben im Meereswind zu uns ins Zimmer und segeln um mich und den schimpfenden Blauara: »Nux míssima míssima árax úxutl u!«, ein schillernder Wirbel, der mir unvergeßlich ist.

Und unvergeßlich ist mir Don Franciscos Sohn, Pepito, das Engelchen, mit seinem schmollenden kleinen Mund, den großen und kindlichen Augen des Herrn Papa samt dessen harmonischem Bogen der Brauen, die beim Cariño ein Flaum oder Hauch feinsten Blondhaars sind, und dem ab der Stirn in die Breite anschwellenden Kinderkopf, der eine melonenhafte Rundung aufweist und von einem Helm blonder Haare bedeckt ist ... nichts kann das Engelchen heiterer stimmen, als die von Don Francisco erworbenen Affen, die das Haus Tag und Nacht auf den Kopf stellen: Sie stehlen Schuhwerk und Leibbinden, Schleier und Haarteile, die sie an entlegensten Stellen verstecken, zur Verzweiflung des Hausherrn und seiner Tochter, wenn sich beide beeilen, zur Messe zu kommen oder Essenseinladungen Folge zu leisten; sie setzen sich Don Franciscos vom Zambo entleerten und mit einem Palmenblatt gereinigten Nachttopf auf; springen verbotenerweise ins Schreibzimmer, verwirren seine Papiere, beschmieren sie mit roter Tinte, die aus dem Tintenfaß fließt, das sie umkippen; sie spielen mit Rosenkranzketten, Votivgaben, Klapperschlangenklappern, die sie aus dem Glasschrank holen; sie lassen auch Schließen und Armreifen mitgehen, die Julietta im Ankleidezimmer vergessen hat, und ich kann den Macavahu erkennen, der im Innenhof die goldene Schließe erforscht, die im Sonnenschein blendende Blitze versendet, was den Blauara an meiner Seite in Wallung bringt: »Cunucunúmu nux míssima«, zetert er.

Nein, nichts kann das Engelchen heiterer stimmen, als das von seinen sechs Affen verursachte Aufsehen, an dem, als siebter im Bunde, der Tukan beteiligt ist, der aus der Piepmatzperiode Pepitos stammt, sich vom Haus Don Franciscos nie weiter entfernen wollte und mit den Sechsen aufs Lustigste streitet (und seinerseits einheimst, was nicht niet- und nagelfest ist).

Einer der Affen – das Kind nennt das Tier El Pequeño, der Kleine – ist auffallend scheu. Nie vergreift er sich an Don Franciscos Papieren oder fegt seine Landkartenrollen aus dem Schrank. Wenn die andern um Schreibtisch und Leseputz springen und den Blauara an seinen Schwanzfedern ziehen – vergeblich hackt er mit dem Krummschnabel in die Luft, sie sind zu flink und zu wendig, um sich in Gefahr zu bringen –, hangelt der Kleine sich zu mir ans Leseputz, wickelt den Schwanz um sich, kreuzt seine Arme, als friere er, und mustert mich mit einer Mischung aus Neugier und Wachsamkeit.

Ich erinnere das in verschwommener Ferne. El Pequeño hockt vor mir und mustert mich eindringlich. Oh, es dauert, es dauert, bis ich seine Aufmerksamkeit und Beklommenheit auf mich beziehen kann. Ich kann Bewegungen erkennen, Gestalten und Dinge, und mit der Zeit werden Stimmen und Namen vertrauter, ich weiß, wer »Pepito« und wer »Don Francisco« ist, zwei Namen, die in mir ein Echo erzeugen, bis es zu einer unklaren ersten Empfindung wird, als sei es ein Lufthauch, der lau um die Haut streicht ... man kann sagen, ich bin ein erkennender Spiegel, und kein Spiegel bezieht, was er spiegelt, auf sich.

Mir geht es nicht anders beim Schreibzimmerspiegel mit feuervergoldetem Bronzerahmen an der Wand, wenn ich an windigen Tagen weit ausschwinde und ein zottiger, faustgroßer Schrumpfkopf erscheint, ist das eine Entdeckung, die mich nicht beeindruckt, ich bemerke nichts als einen pendelnden Gegenstand, und bis er zu mir wird, vergeht eine Ewigkeit.

II

*Von der mitleidigen Erkenntnis eines Totenkopffaffen,
der Eifersucht Pepitos und dem Tigre im Raubtiergehege;
und von dem gemeinen Verbrechen, das
Don Franciscos Sohn an seinem Liebling begeht*

Meine Erinnerung an diese erste Zeit, die ich im Haus Don Franciscos verbringe, versinkt wieder und wieder in milchigem Nebel. Aus dem weißen Nichts taucht eine Brise vom Bergkamm auf, die in Palmwedel und Coralitablatt raschelt, ein Gitarrenakkord aus dem Patio bei Nacht auf aus Muskeln der Boa verfertigten Saiten, eine Menschengestalt oder Cayos schmirgelnde Stimme ... ich meine, man sollte sie nicht auf die Goldwaage legen.

Ein reines Gewissen bereiten mir nur meine Schilderungen von El Pequeños Besuchen, der ins Schreibzimmer kommt, wenn der Herr außer Haus ist, und aufs Leseputl klettert, um mich zu betrachten. Nichts steht mir klarer vor Augen als sein Gesicht, weiß, mit der Schnauze, die blauschwarz betupft ist, dem kappenhaft wirkenden Scheitel aus weichem und schwarzem Haar, goldgelben Fell und orangegelben Pfoten, den drollig mit Wolle bewachsenen Ohren, diese Maske, in der mir mehr Ausdruck begegnet, als im sich vor Grimm oder Heuchelei, Schmerz oder Kummer verziehenden Gesicht Don Franciscos.

Im Hof zankt der Tukan mit dem Macavahu, und Cayo wippt auf der Stange und knottert – nichts kann El Pequeño von seinen Erkundungen ablenken. Ich bin anders, das hat er bemerkt, das beansprucht den Affen und seine begrenzte Verstandeskraft. Ich bin zu ledrig und klein, als es seiner Erfahrung entspricht, und der faustgroße Kopf mit dem Zottelhaar steckt

auf keinem menschlichen Rumpf, das befremdet und reizt El Pequeño.

Ich denke, er ahnte, was in mir war. Er merkte, ich war keine leblose Sache, das steigerte seine Verunsicherung ... El Pequeño hebt seine Affenhand, faltig, orangengelb, die er in Zeitlupe gegen mich ausstreckt. Er ist auf der Hut, und es braucht eine Weile, bis er mir mit seinen Fingern um Augen und Lippen streicht. Ob er mich streichelt, kann ich nicht beurteilen, von seinen Fingern auf Stirn oder Wangen nehme ich nichts wahr. Er kann mich kratzen, es tut mir nicht weh. Meine mit siedendem Wasser und heißem Sand behandelte Haut ist vollkommen empfindungslos.

Andererseits ist der Affe ein Ausbund an Sanftmut. Er geht mit den Dingen, die er anfaßt, behutsam um. Mehr als das: Was den Liebling Pepitos veranlaßt, sich zu mir zu setzen, ist nicht nur sein Wissensdrang. Es ist Mitleid, das sich in seinen Forschungstrieb mischt. El Pequeño hat Mitleid mit mir, einer Kreatur, halb tot, halb lebendig, empfindungs- und willenlos, mit einer Seele, von Asche bedeckt, die anscheinend nicht vollends erstarrt und erkaltet ist. Wenn er am letzten erhaltenen Bambuspflöck spielt, der meine Lippen verschließt – an den Durchstichen ablesbar, sind es sechs Nadeln gewesen –, legt er mit einem Fiepen den Kopf auf die Seite, Wasser sammelt sich in seinen Augen und kultert zum Kinn.

Es ist El Pequeños Mitleid mit mir, das mich auf die Dauer zur Welt in Beziehung setzt und mir erlaubt, wieder zu mir zu kommen. Es ist der erste Schritt zu einem Ich, das wollen, empfinden und Anteil nehmen kann, eine Formung, die er unabsichtlich beschleunigt, als mir sein grausamer Tod einen Schock erteilt.

Ich muß ausholen, um dieses Verbrechen zu schildern, das ich bereits wacher erlebte als Dinge, die sich vor El Pequeños Besuchen ereigneten ... und Pepito ist nicht mehr das Engelchen, das auf dem Zwergesel jauchzend den Brunnen umrundet, wenn ich mich richtig erinnere, ist er im Stimmbruch. Trotzdem muß ich

mir Vieles von dem, was im Vorfeld passierte und sich meinem Wissen entzieht, aus Erlebnis- und Wahrnehmungsfetzen zusammenreimen.

El Pequeño stellte es heimlich an, zu mir zu kommen. Erstens wollte er nicht auf den Hausherrn treffen, sonst warf Don Francisco mit Sachen vom Schreibtisch, dem Elfenbeintintenabroller zum Beispiel oder seiner Bedienstetenglocke aus Messing, die mehr Wirkung erzielte als anderer Schreibtischkram – es war schmerzhaft, wenn sie El Pequeño ins Kreuz traf. Zweitens war es von Vorteil, den Sohn Don Franciscos von diesen Besuchen nichts merken zu lassen. Er wollte den Affen, in den er begreiflicherweise verliebt war, mit niemandem teilen. Kein Affengesicht konnte kindlicher sein und der Schalk, den es zeigte, war unwiderstehlich. El Pequeño haschte nach Heuschrecken, Wespen und Spinnen, die sein Leib- und Magengericht waren, auf einer Naturgeschichtstafel Pepitos. Diese Tafel der Elementaren Naturlehre, die der spanische Hauslehrer bei seinem Unterricht einsetzte, war aus Kupfer und nicht koloriert. Trotzdem fiel es dem Totenkopffaffen beileibe nicht schwer, seine Lieblingsmahlzeit zu erkennen. Und wenn er umsonst seine Finger ausstreckte, einen Einschlag von Unernst und Pffiffigkeit im Gesicht, warf sich Pepito im Hof auf den Boden und strampelte jauchzend mit Armen und Beinen.

Ansteckend wirkte die von El Pequeño im Haus Don Franciscos verbreitete Heiterkeit – und sein Schmerz, der den Jungen beileibe nicht kaltließ. In der Regel passierte es mitten im Spiel, unvermittelt und ohne ersichtliche Ursache, daß der Liebling Pepitos in Kummer verfiel. Er bekam feuchte Augen und schlang seine Arme um sich. »Nicht weinen, El Pequeño!« flehte das Kind, das den Affen umhalste und an seine Brust preßte.

»Warum bist du traurig, warum nur?« verlangte Pepito mit bettelnder Stimme zu wissen und brachte es fertig, den Affen zu knuffen, wenn er sich aus Pepitos Umarmung befreien wollte, um auf das Dach der Arkaden zu fliehen oder, falls er im Haus

war, zum Pater zu springen, Pater Ignacio, dem Freund Don Franciscos, und sich im Priestergewand zu verstecken, wo er sich vor Pepito in Sicherheit wußte. Pepito blieb atemlos vorm Sacerdote stehen, der aufrecht und hager im Schreibzimmer hockte und seine Gewandfalten saumselig glattstrich. Im Priesterrock hatte der Affe ausreichend Platz: Zum einen war Ignacio nur noch Haut und Knochen und sein Priestergewand mittlerweile zu weit, zum anderen maß El Pequeño keinen halben Meter.

Unbeherrscht knirschte Pepito mit seinem Gebiß. Er durfte den geistlichen Rock, der den Erdboden fegte und an seinem Saum stark verschmutzt war, nicht kurzerhand anheben, das war dem Bengel klar, und der Priester beeilte sich nicht, es dem Kind zu erlauben. »Es tut dir weh, wenn dein Freund voller Kummer ist«, sagte Ignacio und legte dem unmutig nickenden Jungen eine Hand auf den Scheitel. »Ah, er ist nur ein Tier, dessen Seele verdammt ist, bei aller Begabung, mit der er uns blendet. Ja, anders als Seekuh und Tigre, Gallitos und Geier ahnt es seine Gottlosigkeit und das Schicksal, zu dem alle Tiere verurteilt sind«, sang Pater Ignacio mit einer Stimme, die mehr an ein Stimmchen am seidenen Faden erinnerte, heiser und hoch, ohne piepsig zu sein, »und um ein anderes nicht zu vergessen, Chiquitito, das habe ich in der Mission Pararuma mit meinen Indianern erlebt, die im Benehmen mit den Affen vergleichbar sind. Wenn sie den Urwald verlassen, ergreift sie der Kummer. El Pequeño ist ein empfindsames Wesen, es leidet besonders an Schwermut und Heimweh ...«

Das wollte der Sohn Don Franciscos nicht dulden, selbst wenn El Pequeños Verworfenheit unwiderruflich war. Nein, was Pepito nicht billigen konnte, war das Heimweh, von dem sich sein Liebling zerfressen ließ. Er war nicht bereit, auf das Tier zu verzichten, und das mußte er, wenn es nicht eingehen sollte. Er befreite sich von seinem schlechten Gewissen, indem er Verzweiflung und Niedergeschlagenheit, in die der sonst schelmische Affe verfiel, als verratene Liebe empfand. Und das hatte Auswirkungen auf seine Zuneigung, die bis zur Verbitterung mißtrauisch blieb.

Pepito war nie mehr allein. Er strich mit dem Totenkopffaffen im Arm oder auf seiner Schulter von Zimmer zu Zimmer. Sie hockten zusammen auf dem Springbrunnenrand, wo der Kleine den Jungen mit Hingabe lauste, und streiften im Umkreis von ein- oder zweihundert Metern ums vornehme Haus seines Vaters. Pepito war heiter und leichtsinnig und seine Stimme schwang silbrig und frei in der Luft. Das erfreute den Vater, zerstreute Julietta und belustigte das Personal Don Franciscos beim Leinentuchbleichen und Fußbodenwischen.

Wie gesagt, es war eine befangene Heiterkeit. Es durfte kein Schatten von Eifersucht auf sie fallen. Wenn er El Pequeño im Spiel mit dem Zambo entdeckte, sperrte Pepito sein Lieblingstier kurzerhand ein. Stundenlang hockte es in einem Bretterverschlag bei der Treppe zur Holzgalerie, oder in einer stickigen Schreibzimmertruhe.

El Pequeño nahm sich in Acht, wenn er zu mir kam, er hatte begriffen, was den Unmut des Jungen erregte, selbst wenn er nicht wußte, warum. Zwar war ich ein Ding und kein menschliches Wesen. Trotzdem mißtraute Pepito der Neugier und Sturheit, mit der mich sein Liebling studierte. Oh, Pepito war freigebig mit seiner Eifersucht. Auch Anibal war ja kein richtiger Mensch. Auf der Schulter des Zambo, in dem sich das Blut eines Negers mit dem einer Chaymas vermischt hatte, am glutroten Schein seiner Ebenholzhaut zu erkennen, prangte das Brandzeichen seines Besitzers Ramirez. Er war ein Sklave, ein Arbeits- und Lasttier, und konnte in Liebesdingen niemals ein ernsthafter Gegner sein. Andererseits schwante dem Jungen, daß diese Ideen seines Vaters und Pater Ignacios, die allgemein anerkannt, Recht und Gesetz waren, El Pequeño nicht im Geringsten beeindruckten.

In der Vergangenheit hatte Pepito halsstarrig vom Vater einen Tigre verlangt. Mit dem Pecarischwein, das auf den Tisch kam, als es nicht mehr fraß und sein Wille zum Leben versiegt war, schien diese Idee in Pepito erwacht zu sein. Meine Erinnerung an das

Pecarischwein, dem man einen Koben im Innenhof baute, wo es grunzte und stank, ist beileibe nicht klar. Am schlechten Geruch war der Junge nicht unschuldig. Er hatte vom Pater erfahren, daß das Tier seine Feinde mit einem Sekret in die Flucht trieb, einem widerlich stechenden Moschusgeruch.

Und das war Pepitos besonderer Spaß, den ich von meinem Lesepultplatz aus verfolgte: Er reizte das Schwein mit einem Stock, bis es vor Raserei sein Sekret in den Innenhof spritzte. Und der Bengel, der wußte, was er seinem Vater, der Schwester und allen Bediensteten antat, nahm mit teuflischer Freude Reißaus. Ich bekam nur die Brechreizaufwallungen Juliettas mit, die sich von Zimmer zu Zimmer fortplanzenden Ekelausrufe des Dienstpersonals, und selbst der Blauara an meiner Seite beschwerte sich: »Mimíssi alcaras mai!« zeterte Cayo – mir bleibt der Gestank aus dem Patio erspart, mein Geruchssinn ist taub oder hat sich verschoben, und ich kann einen schmutzigen Schleier im Hof erkennen, eine sandbraune Wolke, die aufsteigt und sich zerstreut ...

Pepito verlor alle Lust am Pecarischwein, als sich das Tier nicht mehr piesacken ließ. Es preßte sich an eine Wand, um dem Kind zu entgehen, das es mit seinem Stecken mißhandelte, und war zu kraftlos, um seinen Gestank zu verbreiten. Es schien krank zu sein, was Don Francisco veranlaßte, es in aller Heimlichkeit schlachten zu lassen, und vor Pepito behauptete er, das Pecarischwein sei in der Nacht aus dem Koben entlaufen. Er ließ es als Braten ins Eßzimmer bringen, wo seine Sonntagsgesellschaft das lockere Fleisch lobte, der Junge sich auf seinen Teller erbrach und als Schadenersatz einen Tigre verlangte.

Erst auf der Schwelle zu Stimmbruch und Barthaarflaum trotzte er seinem Vater einen Jaguar ab, der im vom Zambo und anderen Sklaven errichteten Raubtiergehege im Hof voller Spannung und Rastlosigkeit auf und ab trabte; im goldgelben Fell mit den dunkelbraunen Ringflecken spielten beachtliche Muskeln. Alle anderen scheuenden, wiehernden, bebenden, kreischenden Tiere im Hof mußten weichen, teils ins Stockwerk und teils auf

den Vorplatz verbannt werden, was sie und den Jaguar halbwegs beruhigte, der sein Grollen nicht mehr dauerhaft anstimmte. Er verbreitete mit diesem Grollen bei Julietta, den Dienern und Affen und allen Besuchern, außer bei Pater Ignacio, schieres Entsetzen. Wer dem Fauchen und Grollen mit Hingabe lauschte, war Vaters Cariño, der es sich zur Aufgabe machte, den Tigre mit Fleisch zu versorgen, mit blutigen Batzen, die er ins Gehege warf, oder mit einem lebenden Huhn.

Bald mußte der Junge auf seine Schar Affen verzichten, die im ersten Stock nichts als Unsinn anstellte. Nur El Pequeño verweigerte er seinem Vater, der beim Totenkopffaffen ein Einsehen hatte. Pepito verbrachte zwar Stunden um Stunden mit fiebriger Andacht vorm Raubtiergehege und lud in der Nachbarschaft lungerndes Jungvolk ein, um mit seinem Jaguar Eindruck zu schinden. Trotzdem ließ er den Totenkopffaffen nicht außer Acht, der heimwehkrank auf einem Fenstersims hockte. Pepito umarmte den Kleinen mit Leidenschaft und rannte, das Tier auf der Schulter, ins Freie, wo er es zerstreuen und von seiner Schwermut befreien wollte. Seinen Liebling ablenken zu wollen, war aussichtslos. El Pequeño hatte das Herz von Pepito am Anfang mit drolligen Launen erobert, diese Launen waren dem Affen vergangen. Er war nicht mehr wechselhaft in seinen Stimmungen, er war von Verzweiflung und Schwermut beherrscht. Von dieser Entwicklung verletzt und verbittert, konnte Pepito seinen Haß nicht mehr bremsen.

Es ist an einem Mittag, als Vater und Tochter ruhen und Pepito seinen Liebling im Schreibzimmer findet. Der auf dem Leseputl sitzende Affe spielt wieder am Bambusstock in meinen Lippen, zu schmerzhaft vertieft, um den lauenden und sich verschwiegen anschleichenden Jungen zu bemerken, der El Pequeño mit beiden Armen umschlingt. Ausnahmsweise benimmt er sich liebevoll, und El Pequeño hat keinen Anlaß, Reißaus zu nehmen. Als Pepito den Kleinen vom Leseputl hebt, zieht dieser versehentlich den letzten verbliebenen Bambusstab aus meinen Lippen.

Sie verlassen das Schreibzimmer nicht in den Flur, um zusammen den Vordereingang aus dem Haus zu nehmen oder ins obere Stockwerk zu steigen, nein, Pepito beeilt sich, schnurstracks in den Hof zu kommen, in dem eine Wolke aus Schmetterlingen taumelt, ein Wirbel aus Kornblumenblau, Zink und Safrangelb, der sich vor dem Paar, Kind und Affe, zerteilt, das sich, bei aller Unruhe, die es beschleicht, an den Jungen vertrauensvoll schmiegende Tier, und den mit klatschenden Sohlen um den Springbrunnen aufs Raubtiergehege zueilenden Chico. El Pequeño verbirgt das Gesicht in der Halsbeuge seines Besitzers, als ob er sich auf diese Weise vorm Jaguar unsichtbar mache.

Ach Pepito, er reißt sich den Kleinen vom Hals. Er schwenkt seinen Affen vor dem sich am Gitter behaglich und zutraulich reibenden Tigre, und holt am Ende weit aus, um sein Lieblingstier mit einem Schrei ins Gehege zu schleudern. Ob El Pequeño zu schicksalsergeben ist, zu krank an der Seele, ich kann es nicht sagen. Er springt nicht zum Gitter, um sich an den Stangen ins Freie zu hangeln, er bleibt, wo er ist. Nicht anders der Tigre, der weiter am Zaun auf und ab streicht, sei es aus Begriffsstutzigkeit oder Falschheit, mit der er seine Beute in Sicherheit wiegen will. Voller Anspannung stiert Don Franciscos Muchacho ins Raubtiergehege, in dem sich nichts tut. »Hol dir den Affen, du faule verfressene Katze! Mach Schluß mit meinem Liebling! Hast du keine Hoden, du feiges Biest?«

An diesem Punkt mischt sich der von der Gasse den Innenhof betretende Anibal ein. Er muß das Gehege von Tag zu Tag reinigen, im Morgengrauen schwemmt er mit Wasser aus Bottichen Wildkatzenkot und zu stinken beginnende Fleischreste vom Pflaster zur Steinrinne neben der Mauer; mit einem extralangen Besen aus Nabelschweinborsten kratzt Anibal Schmutz von den Steinen, ein den Tigre in Weißglut versetzender Vorgang, er hat bereits mehrere Stiele zerbrochen und mit einem Prankenschlag gegen das Gitter den Sklaven am Nacken verletzt.

Der El Pequeño im Raubtiergehege entdeckende Anibal geht

von einem Mißgeschick aus, das dem Affen beim Spielen passiert ist. Keuchend rennt er zu einem seiner randvollen Eimer beim Pumpschwengel und schwenkt den Zuber im Lauf, um den Wasserschwall gegen den Tigre zu kippen, der sich zum Sprung auf die Beute bereitmacht. »Drecksnigger verdammter! Was soll das, was machst du? Bleib stehen! Oder soll ich dich auspeitschen lassen? Bleib stehen, sage ich!« schreit der Junge wie von Sinnen und macht einen Schritt auf den keuchenden Zambo zu, der verwirrt und mit rollenden Augen zum Stehen kommt. »Querido Señor!« bettelt Anibal stammelnd, »El Pequeño ist in Gefahr, ich muß helfen!«

Pepito, aufs Schauspiel im Raubtiergehege versessen, verliert keine Silbe an Anibal und wendet sich fiebrig dem Jaguar zu, der El Pequeño ausgiebig studiert hat, seine Muskeln anspannt und vom Erdboden abhebt, in einer Bewegung von schwindelnder Leichtigkeit, als sei er ein fließender Bogen in Wasser- und Mittagsdunst. Mit einem Biss in die Kehle erlegt er den Affen und streckt sich bequem auf dem Hofpflaster aus, wo er seinen Fang mit der auf dem Kadaver verharrenden Pranke bewacht. Pepito mit Blutspritzern in seinen Haaren stimmt vorm Raubtiergehege einen schaurigen Singsang an, und der seinen Bottich umklammernde Anibal geht in die Knie und bewegt seine Lippen, als bete er.

Ich hatte das alles vom Schreibzimmer aus verfolgt, und es ist eine der klarsten Erinnerungen an meine Erlebnisse bei Don Francisco. Vor allem den Schock habe ich nicht vergessen, den mir El Pequeños Ende bereitete, und der mit einer Stichflamme Mitleid verbunden war, dieser mir erst vom Affen vertrauten Empfindung, die ich durch seinen grausamen Tod auf das Tier bezog. Von heute an war ich ein Spiegel, der mitempfand und sich selbst in der Ding-, Tier- und Menschenwelt spiegelte.

III

*Cayo gibt mir unwissentlich Sprachunterricht;
Anibals Bestrafung und andere Mißhandlungen;
Señor, por favor, no lo haga!
von qualvollen Trieben und Satan im Bett;
meine Ausritte mit Don Francisco nach Cumaná*

»Kádumi ása dimí pássi í?« – »Chicú.« – »Pepito é úldi de Zambo a é íssa ...« – »Orém ittí issíma.« – »Así kei aoté ... aní ké íne ú era ú néo í? Tér El Pequeño a ú é ísse?« Das ist im Groben der Wortwechsel, den ich verstehe. Erst in der Erinnerung kann ich zusammensetzen, was Cayo und mein Besitzer verhandelten, als der Tigre den Affen im Raubtiergehege erlegt hatte ...

»Kannst du mir sagen«, verlangt Don Francisco zu wissen, »was an diesem Mittag passiert ist?« – »Chirimba cucúlu«, erwidert der Papagei. »Pepito beschuldigt den Zambo, das weißt du ja ...« – »Morémbu ixítel i míssima chala.« – »Das ist keine Antwort«, beschwert sich der Hausherr, »kann ich meinem Jungen vertrauen oder nicht? Wer hat El Pequeño auf dem Gewissen?« – »Magára«, sagt Cayo und flattert mit seinen Schwingen. »Magára ... magára ... was heißt das, du Mißgeburt?« – »Magára magára«, entgegnet der Blauara, als wolle er mit dem Besitzer seinen Spott treiben. »Ich warne dich ...«, knirscht Don Francisco und greift zur Machete, die an einem Schreibtischbein lehnt, und zerteilt mit der Schneide den Sonnenschein im Zimmer. »Pepito verlangt, Anibal zu bestrafen ... und er will den Zambo zur Rechenschaft ziehen, er will Anibal auspeitschen. Ist das gerecht, Cayo?« – »Ixitel tu tabaraí. Triba ba túmulu. Túmulu míssima míssima maligaí. Maligaí maligaí maligaí maligaí ...« – »Du wie-

derholst dich, Mann, mit deinem maligái!« – »Maligái!« bleibt der keifende Blauara halsstarrig, »maligái maligái xáttel xá xáttel xá kruzkrú!« – »Und das heißt, du stimmst zu, Cayo«, sagt Don Francisco, »Anibal muß bestraft werden ... von meinem Engelchen ... mit dem Seekuhhautriemen ... du empfiehlst zwanzig Hiebe ... ja, El Pequeño ist zwanzig Hiebe wert.«

In Wahrheit versteht Don Francisco den Vogel nicht besser, als ich alle beide zusammen. Sein Papagei spricht ein totes Indianeridiom aus der Gegend von Ataruipe. Selbst Pater Ignacio, ansonsten vertraut mit entlegensten Urwaldbewohneridiomen, verzweifelt an Cayos Sprache. Trotzdem steht Don Francisco vom Schreibtischstuhl auf und marschiert bis zur Stange mit dem Papageienvogel, der hoheitsvoll schweigt und sein Federkleid spreitet, stemmt rechte und linke Hand in seine Seiten, um mit seinem Ara politisch zu streiten: »In Cariaco verehren sie Franklin und Washington!« – »Cunucunúmu«, entgegnet das Tier. »Das meldet mir der Korregidor aus Cumaná.« – »Cunucunúmu mimíssi nasáli u«, antwortet der Cayo mit raspelnder Stimme. »Was du nicht sagst! Sie wollen Freihandel treiben und von den Verboten des Hofes befreit werden, um mit Tabak und Kakao bessere Einnahmen zu erzielen.« – »Mamúlu alcáras maí«, schmirgelt der Papagei. »Nein«, widerspricht Don Francisco, »das stimmt nicht. Es steht mehr auf dem Spiel als Begrenzungen und Zollschranken. Selbst wenn wir sie teilweise aufheben sollten – es wird diesen Leuten nie reichen. Sie stehen mit dem Ausland in lebhaftem Austausch, aus dem sie Ideen beziehen, die vergiftet sind. Sie berauschen sich an den Vereinigten Staaten!« Don Francisco bekreuzigt sich vor seinem Papagei. »Diese Leute haben vor, sich vom Mutterland abzutrennen, Venezuela soll eine Nation werden! Und wo endet das? In einer Revolution!« – »Missíma missíma arax uxutl u!« – »Du verteidigst sie«, tobt Don Francisco, »du Mißgeburt! Míssima míssima arax ...« – »... uxutl u!« kommt Cayo seinem Besitzer zu Hilfe. »Das meinte ich ja«, schimpft der Spanier, »uxutl u! Ich dulde keinen Anwalt der republikanischen

Sache in meinem Haus, merk dir das, Quatschhans!« – »Arax uxutl u!« regt sich der Ara auf, bis sich Don Francisco zu seiner Machete beugt ...

»Freihandel« oder »Vereinigte Staaten«, »Tabak und Kakao« oder »Revolution« – im Schreibzimmer fallen diese Worte andauernd. Und »missíma missíma arax uxutl u« ist Cayos sich wiederholende Antwort. Mit der Zeit lerne ich bei meinem Herrn und seinem Ara, die alles notwendigerweise falsch auffassen, das Wesen der Sprache im Nichtverstehen kennen, diesem bis an den Horizont reichenden und das Verstehen, eine Insel, umschließenden Wasser.

Trotzdem ist es ein anderer Satz, der sich in meinen Ohren und in meiner Seele verhaken wird und nicht aus dem Sprachschatz des Cayo stammt: »Ah Señor! Por favor, no lo haga! Tun Sie es nicht!« In meiner Erinnerung verbindet er sich mit dem Tag, an dem alle Bewohner des Hauses verpflichtet sind, an der Bestrafung des Anibal teilzunehmen, die Pepito dem Sklaven im Innenhof verabreicht.

Außer vom Blauara hatte der Hausherr sich Pater Ignacios Ratschlag erbeten. »Pater, was denken Sie in dieser Sache?« Eine der Dienerinnen steckte sechs Kerzen an, als mit der beim Silla versunkenen Sonne die Schreibzimmermauern in Nachtschatten badeten. »Sollte mein Kind seine Untat nicht beichten? Belohne ich nicht seine Unehrllichkeit, wenn ich den Zambo vom Engelchen auspeitschen lasse?« Sein zierlich und mager im Sessel vorm Fensterloch hockender Seelsorger blieb eine Weile stumm. »Vergeßt nicht, mein Lieber«, versetzte Ignacio mit seinem Stimmchen am seidenen Faden, »wilde Seelen zu bekehren, geht nur mit Gewalt. Indianer und Neger, die niemals den Knall unseres Pulvers vernahmen, sind taub gegen Gottes Wort. Es sind Kinder, die nichts außer Knute und Zucht verstehen.« – »Sprechen Sie von meinem Jungen?« erkundigte sich Don Francisco mit ratlosem Stirnrunzeln, »oder von Anibal, der nichts verbrochen hat ...« – »Denken Sie nur an den Sklavenaufstand in

Barinas«, erwiderte Pater Ignacio, wiederum scheinbar zusammenhanglos, »der uns allen als ernste Ermahnung dienen sollte. Wenn man diese Kinder nicht strengstens behandelt, vergelten sie uns unsere Lehre und Liebe aufs Schlimmste. Ein Atemzug Freiheit – und sie ziehen los, um zu stehlen, zu morden und Feuer zu legen.« Endlich begriff mein Besitzer und nickte erleichtert: »Es reicht, einen Stein aus der Mauer zu ziehen, um das Haus unserer Ordnung zum Einsturz zu bringen. Ich darf Pepito nicht bloßstellen. Wenn er behauptet, der Sklave sei schuld, muß der Sklave bestraft werden. Danke Pater, ich will Euren Ratschlag beherzigen.«

Diese Dinge belebe ich aus der Erinnerung und meinem Wissen um Pater Ignacios Ansichten, die er in seinen *Erbaulichen Briefen* vertritt. Ansonsten blieb alles ein Nebel aus Silben, der zwischen meinem Herrn und seinem Seelsorger waberte: »Até as ensi sa? Sómeiki nunn tatten? Oh ne inní ainú ehe ik íten in Zambo omm englíen asu eitsch asse?« Und Pater Ignacios Stimmchen sang faserig: »Il eeeln u ehen eht nurrit it alt!« Bis zu dem Vormittag, als man den Zambo halbnackt an einen Pfosten der Holzgalerie bindet, und es beim ersten Hieb mit dem Seekuhhautriemen auf seine Lenden am Springbrunnen fleht: »Señor! Por favor! Por favor! No lo haga! Tun Sie es nicht!«

Mir war dieses Betteln vertraut, das ist sicher, und es wiederholte sich alle paar Tage, bis ich aus dem Schreibzimmer in ein Kabuff kam. »No Señor, no Señor, por favor!« flehte Mora, eine der beiden kreolischen Dienerinnen, wenn sie den Befehl hatte, sich in den Sessel zu knien und vor Don Francisco den Rock anzuheben. »Bitte, tun Sie es nicht, Señor!« stammelte Inéz, die andere kreolische Hausangestellte, wenn er sie hechelnd zu sich auf den Schoß zerrte. Cayo und ich schauten seinen Mißhandlungen der beiden Bediensteten teilnahmslos zu. »Míssima malagá!«, schmirgelte Cayo bei Ansicht des mondweißen, haarigen Hinterns, der sich vor das dunkle Fleisch der Mestizin schob, sich runzlig zusam-

menzog und wieder rundete, und wiegte sich zu seinen Kolbenbewegungen, bis der Hausherr einen Schrei ausstieß und in die Knie ging, und der Blauara zeterte: »Arax uxutl u!«

Don Francisco erledigte seine Mißhandlungen, als wolle er nichts als sein Wasser abschlagen oder sonst eine Alltagsbesorgung verrichten, nicht anders als Beten vorm Kreuz an der Zimmerwand, Briefe aufsetzen und Siegellack heißmachen. Mit der Zeit nahmen diese Mißhandlungen zu, und das hatte mit seinem Ausschlag zu tun. Erst bedeckte er Schulter und Bauch Don Franciscos, den der beißende Reiz zur Verzweiflung trieb. Er brachte sich blutnasse Striemen beim Kratzen bei – ja, er vergeudete bald einen wertvollen Teil seines Arbeitstags mit dieser Kratzerei. Anibal mußte ins Schreibzimmer kommen, um seinen Besitzer an Stellen zu scheuern, die allen Verrenkungen zum Trotz nicht erreichbar waren. Er ließ sich vom Zambo mit Rosen-, Kakteen- und anderen stachligen Pflanzen abreiben. Von Qualen zerfetzt, gab er Anibal Anweisung, sie an seinem Herrn mit der Peitsche zu mildern. Das war ein Befehl, den der Sklave verweigerte, was den Spanier wiederum kurzfristig ablenkte, der stattdessen dem Anibal Frechheit und Eigensinn mit einer Reihe von Hieben vergalt.

Doktor Vincente, sein baskischer Leibarzt, versagte. Und nicht anders verhielt es sich mit dem Indianer, den Pater Ignacio dem Hausherrn empfahl, trotz der Salbe aus Schlangengift, tierischem Knochenmehl, Chitinpanzerpulver und pflanzlichen Alkaloiden, die der Wilde bei Vollmond und Sternschnuppenschauern zusammenmixte, um sie Don Francisco auf Schulter und Bauch zu schmieren. Diese Paste stank grauenerregend (ich konnte nichts als einen moorbraunen und meinen Besitzer einnebelnden Schimmer erkennen), und wochenlang wollte kein Mensch mehr ins Schreibzimmer treten, selbst Pepito, Julietta und Pater Ignacio kamen dem Vater und Freund nicht zu nahe, der vergebens auf Linderung hoffte. In Caracas sagte man, Beelzebub habe den Spanier mit seinem Weihrauch besprenkelt, der

aasiger stinke als zehn nackte Teufel. Nichts wollte den wandernden Hautausschlag heilen. Teils purpurn-, teils feuerrot, Feuchtigkeit absondernd, eroberte er mehr und mehr Don Franciscos Schoß.

Sich zwischen Schambein und After Erleichterung verschaffen zu wollen, war wesentlich schwieriger, als es an Bauch oder Schulter gewesen war. An den Hoden Kakteen zu verwenden, verbot sich von selbst. Das konnte Verletzungen mit sich bringen, die sich der Hausherr begreiflicherweise ersparen wollte. Umso gewaltsamer, gieriger, triebhafter warf er sich auf seine beiden Kreolinnen, die Don Francisco vom qualvollen Juckreiz befreien sollten. Erst Monat um Monat, bald Woche um Woche, am Ende von Tag zu Tag wimmerten beide: »Señor! Por favor! No lo haga! Tun Sie es nicht!«

Selbst meinem Besitzer war seine Besessenheit unheimlich. Er nahm an, mit dem Hautausschlag strafe der Himmel die Geilheit, von der er beherrscht werde. Don Francisco beriet sich mit Pater Ignacio, was er zu tun habe, um seinen Trieb zu beschwichtigen. Zu dem Zeitpunkt verstand ich bereits eine Menge: Heilung versprach er sich von der Methode, mit der sein geistiger Lehrer und Seelsorger Julietta von Satans Verlockungen befreit hatte. Sie las nur noch Ignacios *Erbauliche Briefe* und vertrieb sich den Tag mit einem Kartenspiel namens Tarot. »Wie haben Sie das erreicht, Euer Gnaden?« erkundigte sich Don Francisco beim Pater, er hatte niemals zu wissen verlangt, was der Gottesmann an seiner Tochter begangen hatte.

Vor einer Ewigkeit war das passiert – und ich hatte in meiner Dumpfheit nichts mitbekommen –, als Don Francisco Julietta entdeckte, die sich in der Dienstbotengasse begrapschen ließ und mit willigen Seufzern im Abfall erniedrigte. Der vom Vater beauftragte Pater Ignacio befahl der chavala, sich splitternackt auszuziehen und eine Mischung aus frischem Lianensaft und anderen Pflanzenzutaten zu trinken. Sie streckte sich schlafwandlerisch auf dem Sofa aus. Als er es verlangte, schloß sie

beide Augen und stellte sich Jobo, den Liebhaber, vor, der sie, seinerseits nackt, in den Kissen besuchte, seine Haut, seinen Salzgeruch und seine Hitze, bis sie auf dem stoßweise atmen- den Bauch ein befremdliches Kitzeln und Prickeln bemerkte, ein Kribbeln und Krabbeln aus Lust und Gefahr. Was dieses Kribbeln und Krabbeln verursachte, war eine Spinne mit lackroten Beiß- klauen, die Pater Ignacio aus einer in seiner Kutte vergrabenen Schachtel befreit hatte. »Mein Kind, ist das Jobo, der um deinen Nabel kreist? Jobo, der dir den Atem raubt und dich erhitzt? Jobo, der sich mit Julietta vereinigen und seinen giftigen Schleim in sie spritzen will? Mach deine Augen auf«, raunte der Priester. Sich vor Ekel und Todesangst anspannend schielte la niña aus blau- schwarzen Wimpern zur Kammspinne, die sie vom milchweißen Bauch aus belauerte. »Nein, es ist Satan«, erwiderte sie erstickt, »der seinen giftigen Schleim in mich spritzen will!« Eine Sitzung im Schlafzimmer reichte dem Pater, um Julietta (die bis zu meinem Abschied aus Caracas ledig blieb) von aller Verderbtheit zu heilen.

Don Franciscos Erleichterung war nicht zu verkennen, als der Seelsorger seine Methode beim starken Geschlecht als nicht ausreichend wirksam einstufte. Enthaltbarkeit bei einem Mann zu erreichen, eine seiner Natur widersprechende Keuschheit, erfordere schlaudere Vorgehensweisen. Als erstes empfahl er dem Hausherrn, sich von seinen Dienerinnen Mora und Inéz zu tren- nen und auf dem Sklavenmarkt zwei junge Neger zu kaufen oder ein Paar nicht mehr taufrischer Negerinnen. Mit dieser Idee stieß er bei Don Francisco auf taube Ohren. Zwei junge Neger im Haus waren bedenklich und konnten im Nu zur Gefahr werden. Und diese Negerinnen mit schlaffen Brustbeuteln waren widerlich, gallig und feindselig.

Don Francisco entdeckte im Bett eine Schlange, anscheinend hatte er mit dem Tier ein paar Stunden der Nacht verbracht. Als er erwachte, glitt sie auf den Fußboden und aus dem Zimmer zur Holzgalerie. Dieser Schlangenbesuch wiederholte sich bald. Das

war in den Augen des Hausherrn nichts anderes als ein Beleg seiner Teufelsverfallenheit: Er teilte mit Satan sein Bett.

Don Francisco Ramirez war nicht nur ein frommer Mann, dem es um sein Seelenheil bange war – außerdem grauste er sich vor indianischen Geistern. Wenn er mich mit diebischem Grinsen betrachtete und seine Hand vor der Kehle ein Messer nachahmte, konnte er sich nie verkneifen, zu kichern: »Í atsi it éne échen ar ónni en ...«, sich mir schleichend erschließende Floskeln und Wendungen: »Ich halte sie mit deiner Gegenwart von mir fern. Sie haben Achtung vor dir und der Macht, die dir innewohnt, Tsantsa, das weiß ich vom Pater. Wenn du bei mir bist, werden sie mir nicht zu nahe kommen. Du bewahrst mich vorm grimmen Geist Jolokiamo und vor Tikitiki, dem Vogel und Menschenfeind.« Das war der Antrieb, warum er mich mitnahm, sei es zu den Chaymas-Missionen im Bergland oder zum Hafen- und Handelsplatz Cumaná, als indianischer Fetisch, von dem er sich Schutz versprach.

Unvergeßliche Ritte zu Pferd oder Maultier, wenn ich bei Don Francisco am Sattelzeug baumelte, vor uns Cumaná mit seinem Schloßberg aus Brekzien und die ins Himmelsblau ragenden Kokos- und Dattelpalmen, die in der Nachmittagshitze und -helligkeit flimmerten. Am Ufer bemerkte ich Fischreiher und in der ruhigen Brandung Flamingos. Ich erinnere mich an die badenden niños im Fluß zwischen kleinen Krokodilen und Delphinen, an die sich bei Mondschein im Wasser auf Dreifuß und Stuhl von der Hitze erholenden Leute, die bis um Mitternacht rauchten und schnatterten. Und mir fallen die Horden von patschnassen Kindern ein, die aus dem Fluß sprangen, um uns zu folgen, Don Francisco und mir, die begleitet von Schreibern, Milizoffizieren und Dienern zum hiesigen Statthalter Neu-Andalusiens ritten. Sie umkreisten mit gellenden Stimmen den Besucher aus Caracas. Saß er ab und entfernte sich von seinem Reittier, umringten sie mich, heimlich zischelnd und raunend, bis sie ein Milizoffizier auseinandertrieb. Ich studierte im Gegenzug die sich vor Neugier

und Abscheu verziehenden ebenholzschwarzen, kakaobraunen und milchkaffeeweißen Gesichter – bis ich den Schauder der Kinder auf mich bezog, mußte das Haar Don Franciscos ergrauen –, und rekelte mich in der Abwechslung, die mir der Ausflug vom Schreibzimmeralltag verschaffte, einer Seligkeit, die mein Erwa-
chen belegte.

IV

Vom Wirken meines ersten Besitzers, Termitenplagen und der zweiten Bestrafung des Anibal; von dem Tag, als der Hausherr in Raserei ausbricht, sich der Blauara lieber in Sicherheit bringt und ich meine erste zeitweilige Menschwerdung erlebe

Wann ich ins Haus meines ersten Besitzers kam, habe ich niemals erfahren. Es mag 1780 gewesen sein, 1790 – ich kann es nicht sagen. War Don Francisco Ramirez beim Zoll oder oberster Steuereintreiber der Krone? War er mit Handelsaufgaben betraut? Mein Wissensstand war zu gering, um den von Don Francisco bekleideten Rang zu verstehen. Seine Frau war am Schwarzen Erbrechen verstorben, er zog Sohn und Tochter alleine auf. Er war Spanier und stammte aus Guadalajara, was er vor allen Besuchern, Plantagenbesitzer und Honoratioren, betonte. Seine Treue zur Krone war keine Verstellung, er liebte den Hof und das Mutterland aufrichtig. Was Madrid befahl, setzte er um. Ausnahmen ließ er nicht zu – oder nur ausnahmsweise. Trotz seiner Vorstellung, er sei ein Fels in der Brandung, einer Brandung von Niedertracht und Heuchelei, war Don Francisco an Schmugglergewinnen beteiligt. Anscheinend sah er darin keinen Widerspruch. Seine Anteile an einem Schleichhandel, der sich in Venezuela nie vollkommen vermeiden ließ, diesem großen und wenig besiedelten Land, kam einem Vertreter der Spanischen Krone und auf diese Weise der Heimat zugute ...

Erst mit den weißen Ameisen in seinem Schreibzimmer, als von einem Tag auf den anderen Urkunden, Schuldscheine, amtliche Mitteilungen, Listen mit Feinden der Spanischen Krone oder mit zahlungsunwilligen Schmugglern, Bittschreiben und

Bibeln und Landkartenrollen verschwanden, kam alles bei meinem Besitzer ins Wanken. Als Don Francisco, der eine Verladung am Hafen Guairas beaufsichtigt hatte, nach drei Tagen ahnungslos heimkehrte, hatte man den von Termiten verursachten Schaden zu Hause inzwischen bemerkt. Inéz eilte, vom kreischenden Cayo alarmiert, ins Schreibzimmer, wo sie den Ameisenaufmarsch entdeckte, der alles vertilgt hatte, was aus Papier war. »Nux míssima míssima«, schimpfte der Papagei gegen den Ansturm der wimmelnden Tiere ... Bei Ankunft des Hausherrn traute sich niemand, den Vorfall umgehend zu melden. Stumm brachte der Sklave sein Pferd in den Stall. Mora und Inéz, die knicksend im Hof standen, stierten beklommen zu Boden und sagten nichts. Und Tochter und Sohn lehnten sich aneinander und schwiegen. Alle gingen von einem Tobsuchtsanfall des Gebieters aus, der zum Schreibzimmer lief und im Gehen seinen Rock auszog, den er den beiden Kreolinnen zuwarf. »Warum diese Stille? Haben wir einen Toten?« Einen Atemzug zauderte er vor dem Eingang, als ahne er die in seinem Zimmer entstandene Leere. Er marschierte zum Schreibtisch und hob seine Bibel hoch, die keine Seiten mehr hatte. Es dauerte, bis er begriff, was passiert war. Oder er lehnte es ab, seinen Augen zu trauen. Was war ein Beamter der Spanischen Krone wert, der Geheimdokumente des Hofes nicht sicher verwahren konnte und keine Aufzeichnungen mehr besaß, die Voraussetzung aller Verwaltungsentscheidungen waren.

Er brauchte Zeit, um den Schock zu verdauen, und schlief auf dem Sofa im Schreibzimmer ein. Erst im Morgengrauen rappelte sich Don Francisco auf. Alle seine Bediensteten, zehn an der Zahl, mußten jeweils alleine vorm Spanier antreten, der sie aushorchte, ohrfeigte und an den Haaren riß und – unter der Mitwirkung Cayos – beschimpfte. Es war sein Ziel, zu erfahren, ob dieser Termitenbefall ein verschleierte Anschlag war. Ein faßbarer Anhaltspunkt ließ sich nicht finden, und die Papiere waren ohnehin nicht mehr zu retten. Wieder versank er in Niedergeschlagen-

heit und schloß sich zwei Tage im Schreibzimmer ein, wo er sich verzweifelt an After und Hoden kratzte und aus der Erinnerung ein Inventar der vernichteten Schriftdinge anlegte.

Dieser Vorfall verband sich mit Nachrichten, die meinen Besitzer zu Recht alarmierten. In den Provinzen des spanischen Mutterlandes nahmen Verbitterung und Unruhe zu. Und dieser Mißmut blieb nicht mehr auf Kaufleute oder Plantagenbesitzer begrenzt, er weitete sich auf den Stadtadel aus.

Pater Ignacio, der sich verabschiedete, um in seinem Missionsdorf zu sterben, empfahl dem Vertreter des Hofes, um der heiligen Ordnung willen, Grausamkeit walten zu lassen, ein Ratschlag, den sich Don Francisco zu Herzen nahm. Und wieder ließ er seine Strenge am Zambo aus, dem er nichts Geringeres als ein Komplott und die Mitgliedschaft in einer Bande von Meuterern vorwarf. Anibal habe alle geheimen Papiere und Staatsdokumente im Auftrag entwendet. »In meinem Zimmer war weit und breit keine Termiten, als ich aus Guaria nach Hause kam!« Mein erster Besitzer bezichtigte Anibal, der beklommen und schweigend beim Lesepult stand, wo er unverwandt auf seine krustigen Zehen stierte, nicht aus Zufall in Gegenwart hoher Besucher, Mitgliedern der Adelsgesellschaft von Caracas, die dem Beamten der Krone empfahlen, den Zambo bei der Polizei abzuliefern und mit allen Mitteln befragen zu lassen.

Das reichte dem Spanier nicht: Er wollte ein Signal setzen. Am anderen Vormittag band er seinen Hausklaven mit beiden Beinen am Schweif eines Pferdes fest, schwang sich in den Sattel und ritt ins Guaria-Tal, wo er bei den Kaffeeplantagen den Gaul zum Galopp antrieb. Mich hatte er wieder am Riemen seines Sattels befestigt, um indianische Geister auf Abstand zu halten. Anibal schleifte im Staub und verbiß sich das Wimmern.

Don Francisco ließ seiner Verbitterung freien Lauf. »Sage mir endlich, wo meine Papiere sind!« herrschte er seinen blutenden Zambo vom Sattel an, »oder bin ich am Ende zu milde mit dir? Du unseliger Bastard aus Neger- und Rothautblut! Du hast das

Schlechteste in dir vereint, Hundsfott! Falschheit und Halsstarrigkeit bis zum Letzten!«

Anibal war ein sehniger, starker und großer Mann, von besonderer Robustheit und Standhaftigkeit. Wiederholt hatten Schmuggler, Plantagenbesitzer und Honoratioren sich beim Hausherrn erkundigt, ob er nicht bereit sei, seinen Zambo an sie zu verkaufen. Den beachtlichen Summen, die sie anboten, zum Trotz, hatte er diesen Verkauf nie erwogen. Er kannte sich aus mit dem Wert eines Sklaven, und ein Anibal, der sich mit Lasten beschwerte, als besitze er Willen und Kraft dreier Kerle – ohne den Kohldampf von dreien zu haben –, ließ sich mit einem Neuerwerb schwerlich ersetzen. Sein Knecht war gesund, er vertrug eine harte Bestrafung – von dieser Annahme ging Don Francisco aus.

Anibals Tod stellte er auf dem Heimweg fest. Er rutschte vom Sattel und band seinen Sklaven los, den er wie einen Sack auf den Gaul warf. Das von Blut, Schweiß und Erde verschmierte Gesicht stieß bis vor das Haus Schritt um Schritt mit dem meinen zusammen, und es erfaßte mich wieder der Schmerz, den ich bei El Pequeños Ende erlebt hatte, diese Empfindung aus Mitleid und Grauen, die in meiner Seele verkapselt gewesen war.

Vor den Justizinspektoren, die in dieser Sache Ermittlungen aufnehmen mußten, wies der Spanier alle Verantwortung von sich. Verantwortung trage allein dieser Baske und Quacksalber, Doktor Felipe Vincente. Er habe Vincentes Beteuerung, Anibals Herz sei aus Eisenerz, zu seinem Schaden vertraut. »Wer ist der erste Leidtragende, meine Herren?« beschied er die beiden Beamtenkollegen, die, anders als er, nicht aus Spanien kamen, in einer Mischung aus Hochmut und Widerwillen, »dieser Verlust wird mich teuer zu stehen kommen, und ich werde keinen anderen Anibal finden.« Den beiden Justizinspektoren war es peinlich. Nickend kritzelten sie seine Aussagen mit und beeilten sich, wieder ins Freie zu kommen, nicht ohne beim Abschied im Tor zu versichern, an seinem Verhalten sei nichts zu beanstanden, es

sei schlechterdings rechtens, einen Sklaven in Zucht zu nehmen, und sei eben Pech, wenn er bei der Bestrafung versterbe.

Umso unvorbereiteter traf Don Francisco der Brief vom Gericht mit der Mitteilung eines Verhandlungstermins in der kommenden Woche. Er hatte sich auf seine Stellung verlassen, eine Stellung im Staatsapparat und als Weißer, die er als solide, wenn nicht unangreifbar betrachtete. Er las das amtliche Schreiben im Stehen und mit lautlosen Lippenbewegungen, bis er zum Lehnstuhl beim Fensterloch taumelte. Minutenlang blinzelte er in die Sonne. Schlagartig sprang er auf, war mit zwei Schritten beim Schreibtisch und griff zur Machete. Cayo flatterte auf seiner Stange von einem zum anderen Ende und zeterte, und im Flurschatten konnte ich Mora erkennen, die nicht mehr wagte, ins Schreibzimmer vorzudringen, und sich, um nicht aufzufallen, flach an die Korridorwand preßte. »Árax uxùtel u«, schnarrte der Blauara, »triba ba túmulu míssima míssima!«

Das war leichtfertig von meinem Zimmergenossen – mein Besitzer hieb mit der Machete einen Spalt in den Schreibtisch. Daß sie steckenblieb, wirkte nicht hemmend oder abwiegelnd, es feuerte seine Verbitterung nur an. Mit einem Aufheulen wandte er sich zu seinem Glasschrank um, an dem er alle sechs Scheiben zerschlug. Anschließend hackte er wahllos auf Flugvampir, Klapperschwanzklappern und Rosenkranzketten ein, die sich zerhauen auf dem Boden verteilten.

»Míssima míssima!« keifte der Blauara vorlaut, »cucúlu cucúlu cucúlu!« – »Das wirst du bereuen«, versetzte der Hausherr, »du elende Mißgeburt von einem Papagei ... heute werde ich dir deine Frechheiten austreiben ... dieses Kauderwelsch ist nicht zum Aushalten ... bei deinem míssima míssima werde ich wahnsinnig ... nimm dein verdammtes Indianerblabla mit ins Grab!« Er hob seine Waffe und rannte auf Cayo zu, der außer sich um seine Stange rotierte. Wenn er der Machete entgehen wollte, mußte der Ara sich schleunigst ins Gleichgewicht bringen. Er kippte und

kippelte, kreischte vor Grausen und flog, als das Buschmesser niederging, von seiner Stange. Er landete blutend beim Brunnen im Hof.

Don Francisco, der Cayo am Fuß erwischt hatte, sackte kurzfristig in sich zusammen. Er war verwirrt – und mir ging es nicht anders. Ich konnte mich an keinen Flug meines weise-erhabenen und halb erblindeten Zimmergenossen erinnern, nicht einen!

Erst der blutige Krallenfuß vor seinen Stiefeln belebte den Spanier wieder. Rasend holte er aus und zerkleinerte Kerzen, zerfetzte ein Polster, zerhieb einen Wandschirm und wirbelte um seine Achse. Ich verfolgte das Schauspiel mit kindlicher Neugier. Grauen vor dem nahenden Ende empfand ich nicht. In Gefahr zu sein, war mir auf schwer zu beschreibende Weise klar, seine Raselei ließ keine Ausnahmen zu. Nein, mein Vorwitz war dringlicher als diese Ahnung. Und alles in mir war zum Sprechen bereit.

Don Francisco kam mit seinem Hackmesser auf mich zu, um mich mit einem Hieb in zwei Teile zu spalten. »Ah Señor! Por favor, no lo haga!« versetzte ich mit einer Stimme, die mehr an das heisere Stimmchen von Pater Ignacio erinnerte. Trotzdem konnte mein flehender Ausruf nicht wirksamer sein – er war wesentlich wirksamer als bei den beiden Kreolinnen! Don Franciscos Machete fiel klirrend zu Boden. Schweratmend und mit einer Hand auf der Brust, ging der Mann in die Knie und stierte mich an.

Sein blankes Entsetzen war nicht zu verkennen. Ein sprechender Schrumpfkopf, das konnte nicht sein! Ob er ahnte, daß ich kein Indianerrest war und daß er den Kopf eines Weißen besaß, der vor indianischen Geistern keinen Schutz bieten konnte? ... Er kippte zur Seite und war mausetot.

V

*Von Finsternis, Einsamkeit und Langeweile;
der Wille zum Leben; Aufbruch und Seereise nach Europa*

In allen Erinnerungen an Julietta benimmt sie sich ablehnend und feindselig gegen mich und macht einen Bogen ums Lesepult, um meiner ledrigen Haut nicht zu nahe zu kommen. Wenn sie mich unmittelbar nach dem Tod Don Franciscos vom Schreibzimmer in ein Kabuff verbannt, hat das nichts mit dem flehenden Ausruf zu tun, der das Ableben meines Besitzers verursachte. Bei dem Krach, den der Spanier veranstaltet hat, hat niemand im Haus meine Stimme vernommen. Außerdem ist ein sprechender Schrumpfkopf undenkbar.

Nein, sie will mir nicht mehr in den Zimmern begegnen. Julietta, als erste ins Schreibzimmer eilend, wo sie dem Vater einen Tritt mit den Zehen versetzt, um sich zu versichern, ob er bei den seligen Engeln ist, ist nicht mehr das schlanke und biegsame Wesen, das sie vor Pater Ignacios Behandlung gewesen ist. Sie reißt meine Kordel vom Haken im Balken, ohne sich um den Toten am Boden zu scheren, den Mora und Inéz vom Flur aus betrachten, als trauten sie noch dem Verstorbenen nichts Gutes zu, und pendelt mich rennend zur Kammer im ersten Stock, wo sie mich auf ein Brett wirft und schleunigst den Riegel vorschiebt.

Tage vergehen oder Wochen, ich weiß es nicht, bis ich mich vom Vorfall im Schreibzimmer wieder erholt habe. Vor der Machete des rasenden Spaniers habe ich keine Beklemmung empfunden. Erst im Kabuff, nach bestandener Todesgefahr, merke ich ein Entsetzen in mir, das mir vom grausamen Tod El Pequeños vertraut ist. Ja, wenn mir mein erster Besitzer vor Augen steht, der mich

mit seiner Machete zerhacken will, fliegt mich auf dem Brett in der Kammer ein Unwohlsein an, von dem ich nicht weiß, was es ist oder in mir bewirkt. Und es meldet sich in mir ein Wille zum Leben, der mich umso tiefer verwirrt, als ich in meiner Schreibzimmerzeit keinen Lebenstrieb kannte.

Diese Erregung versiegt wieder. In der Kammer, die finsterer ist als ein Sarg, der mit zwei Klaftern Erde bedeckt ist, versinke ich mehr und mehr in Langeweile und Einsamkeit. Nichts ist verzehrender als dieses dumpfe Ins-Nichts-Starren. Und der Kammer entrinnen zu wollen, ist aussichtslos. Erst im Kabuff ahne ich, was es heißt, unbeweglich und hilflos zu sein.

Und nichts lenkt mich in meiner Einsamkeit ab, außer Spinnen, Kakerlaken, Skorpione und Schlangen, die mir ein Netz ins Gesicht kleben, in meine Ohren krabbeln und mir auf dem Brett zischelnd ausweichen ... nur zu Beginn, als mein Herr frisch verstorben ist, dringen schwirrende Stimmen aus dem Haus in den Abstellraum, die ich Mora und Inéz, Pepito, Julietta, dem Tigre und Cayo zuordnen kann.

Wer sich als erster verabschiedete, war Pepito. Er schloß sich den Landsleuten an, die die Heimat auf seiten des spanischen Hofes gegen Republikaner und Nationalisten verteidigten, das teilte er gegen das Heulen und Betteln der Schwester im Treppenhaus aus voller Kehle mit. Die von Julietta nicht wesentlich besser als von Don Francisco behandelten Mora und Inéz nahmen bei Nacht und Nebel Reißaus. Am folgenden Tag bat Julietta Bekannte und Freunde des Vaters um Mithilfe bei der Ergreifung der beiden entlaufenen Dienerinnen und bezichtigte sie, Schmuck entwendet zu haben. Nur zwei Honoratioren schienen bereit, sich aufs Pferd zu schwingen, und die entflohenen Frauen wieder einzufangen – vergebens, sie blieben verschollen.

Und am Ende erstarb auch das Grollen des Tigre. Das war an dem Tag, als Vertreter der siegreichen republikanischen Junta ins Haus eindrangen – Kolbenhiebe am Tor, Stiefelstampfen und Peitschenknallen rissen mich aus meinem Tiefschlaf im Abstell-

raum –, die Befehl hatten, es zu beschlagnahmen. Von Julietta verlangten sie, schleunigst zu packen und sich eine andere Bleibe zu suchen. Geld, Schmuck oder andere Wertsachen werde man vor der Freigabe erst kontrollieren ... Julietta ließ voller Verachtung den Tigre frei, der sich mit einem Sprung auf die Juntavertreter warf. Man brachte sich in alle Richtungen in Sicherheit, trampelte, zeterte, warnte und feuerte, bis man den rasenden Tigre erlegt hatte.

Einen neuen Besitzer erlebte ich nicht. Keine zwei Tage vertrieben, bekam Julietta Erlaubnis, ins Elternhaus heimzukehren. Das verdankte sie Bruder Pepito, der sich bei den Siegern lieb Kind machte, als er Verrat beging und seine auf seiten der Spanier stehende Truppe bewußt in den Tod kommandierte. Das erfuhr ich aus einem Streit, den Don Franciscos Brut keifend und belend im Innenhof austrug. Treulosigkeit warf Julietta dem Bruder vor, Treulosigkeit gegen Krone und Tradition, und Pepito beschimpfte Julietta als undankbar und ließ das Eingangstor krachend ins Schloß fallen.

Ab diesem Tag herrschte Stille in Zimmern und Hof, eine schwere, beklemmende Stille. Es erleichterte mich, wenn ich Schritte vernahm, in der Regel passierte das alle paar Tage. Ich hatte keinen Zweifel, es waren Juliettas Sohlen. Sie und ich waren anscheinend alleine im Haus auf dem Berg, das in Staub und Erinnerung verging. Hatte sie mich in der Kammer vergessen? Ich lauschte zum Hof, wo der Brunnen versiegt war und auf dem Pflaster vertrocknete Palmwedel raschelten. Schwalbe und Schwefeltyrann waren verstummt. Sie schienen um das Haus einen Bogen zu machen, in dem nur noch Schaben und Nachtfalter wisperten.

Umso erregender war es, als mich eines Tages ein Schrei aus der Einsamkeit riß. Ich ahnte, es stand eine Wende bevor. Selbst wenn diese Wende mein Ende sein sollte, befreite sie mich von der Dumpfheit, in der ich versunken war. Sie nahte sich mir mit den eiligen Schritten Juliettas. Ein Sonnenstrahl fiel auf mich, als das

Kabuff aufging und sie mich mit einem Griff in den Schopf vom Regalbrett riß. Schlagartig schwamm ich in blendendem Gelb und fand keine Gelegenheit, mich auf das Tageslicht einzustellen. Gleich schon verstaute sie mich in einem Sack, den sie zuband und mit sich ins Erdgeschoß schleifte, wo sie das Tor auf dem Vorplatz entriegelte, um mich aus dem Haus zu entfernen.

Ins Freie zu linsen verbot mir der Beutel, den sie auf der steinigen Straße bergab zog, ich knallte am Boden von einem Stein zum anderen. Anscheinend begleitete uns eine Kinderschar, »está desnuda!« krakeelten und jauchzten sie, »sie ist nackt!«, bis zur Kathedrale am Platz Alta Gracia, die uns mit modriger Stille verschluckte ...

An dieser Stelle reißt meine Erinnerung ab. Keine Ahnung, was sich in der Kirche ereignete, ob Julietta den Beutel mit mir auf den Boden warf, als der Priester das Schaf seiner Herde zusammenstauchte, das dem Herrgott in schamloser Nacktheit vor Augen trat, oder ob er selbst mich vor Wut an die Kirchenwand schleuderte. Erst im Hafen von Cumaná, den ich wer weiß wie erreicht hatte, tauchte ich aus meiner Ohnmacht auf. Ich steckte in einer randvollen Kiste, die man auf ein Schiff schleppte und in der Tiefe des Frachtraums zu anderem Ladegut stellte – bei dieser Gelegenheit hieß es, wir seien in Cumaná. Wir verließen den Hafen bei aufgehender Sonne und glitten mit knatternden Segeln aufs offene Meer.

Zugegeben, vom Schloßberg aus Brekzien konnte ich nichts erkennen; nichts von den haushohen Distelkakteen mit sich in der Mitte zerteilendem Stamm, die stachlige Reihen auf der Bergspitze bildeten; nichts von den mit harpunierten Makrelen beladenen Indianerpirogen am Ufersaum, nichts von den Reihen und Alcatras, die sie in sicherer Entfernung umkreisten; nichts von dem reinen und saphirblauen Himmel, an dem Geier und Seeraben schwebten; nichts von Cumaná, das mir von meinen Besuchen mit Don Francisco vertraut war und wieder vor Augen stand.

Daß wir bei aufgehender Sonne in See stachen, kann ich nicht mit Sicherheit sagen – ich kriegte ja an meinem Platz keinen Sonnenstrahl ab. Finsternis herrschte und Mangel an Atemluft (letzteres konnte mich Gott sei Dank kaltlassen). Langeweile erlebte ich auf dieser Reise nicht. Das hing an der See, die mich wiegte, hohen Wellen, die das Frachtgut im Schiffsbauch bewegten und umwarfen, wenn das Schiff, von einem Brecher erwischt, seitlich kippte, an den Stimmen, die holzig und hohl an mein Ohr drangen, und an dem quirligen Leben an Bord. Als wir die Kanarischen Inseln erreichten, schleppte man meine Kiste an Land und verschifft sie auf eine andere Korvette im Hafen, die von den Kanaren aus Kurs auf Sizilien nahm. Und von Messina aus ging es bald auf einem Kauffahrerschiff nach Neapel.

Daß ich in Europa war, wußte ich nicht. Trotzdem ahnte ich, was mir bevorstehen mochte. Mein anderes Leben ließ sich nicht mehr aufhalten. Ich war auf dem Wege, zum Menschen zu werden ...

VI

*Mr. Clifton und seine Beziehung zum Schaurigen;
die Verbindung von Dreck und Erhabenheit und der Besuch
einer dreifachen Hinrichtung, die meine
Menschwerdung beschleunigt*

Ach, es dauerte, bis dieses Leben begann. Ich blieb eine Ewigkeit in der am Golf von Neapel entladenen Seefahrerkiste. Man schleppte sie anscheinend in einen Keller, wo sie, vom Besitzer vergessen, verrottete. Oder hatte sie keinen Besitzer mehr, da dieser mit der Anlandung in seiner Heimatstadt unversehens an einer tropischen Krankheit verendet war? Dumpf vernahm ich den Trubel von Kinderstimmen, Handwerksradau oder klappernden Radreifen, der von der Straße in meinen verlassenen Winkel drang. Am An- oder Abschwollen von Krach und Betriebsamkeit erriet ich, wann Tag und wann Nacht war.

Endlich, an einem strahlenden Vormittag, machte man sich an der Seefahrerkiste zu schaffen. Es war ein Junge, der mich in die Finger nahm und ausgiebig von allen Seiten betrachtete. Er schielte mit einem seiner Augen nach außen und zerrte fortlaufend am Hut, einem dem Bengel zu großen breitkrepfigen Teller aus Filz. Er verstaute mich zwischen Tutumatrinkschalen und aus Knochen und Fruchtkernen bestehendem Indianerschmuck in einer Tasche der schmutzigen Kniehose und machte sich auf den Weg an den Molo, wo er alles vor sich auf dem Boden ausbreitete, neben Erwachsenen, die Reste von Filz oder Leinwand, Alteisen und brechendes Leder verkauften.

Oh, ich erinnere mich an den Tag meiner Rettung, als sei es erst gestern gewesen. Ich hatte das reine durchscheinende Meer

vor mir mit seinen in der Ferne verschwimmenden Inseln. Und wenn mich Matrosen vom Erdboden aufhoben – nur das knorrigste Volk wagte mich zu besichtigen –, und mich, auf dem Pfeifenstiel kauend, in der Luft schwenkten, zur Gaudi des Publikums, das einen Kreis um uns bildete, reckte sich auf der anderen Seite der graue Vulkankegel. Mit baumelnden Beinen auf der Kai-mauer hockend, pries mich der Bengel den Seefahrern an, die mehr zum Spiel als im Ernst in Verhandlungen eintraten. Und zwischen anderen, Schwefelquellwasser und Reiser als Brennholz feilhaltenden Gassenjungen, Kehricht auf Esel verladenden Knechten und Pferde- und Maultiermist sammelnden Rotznasen, mit Eiswasserfaß und Zitronen bereitstehenden und Limonade anbietenden Kerlen, hungernden Kulis und wartenden Kalessaren, Handwerkern, Priestern, einbeinigen Bettlern, fiel ein Schatten auf mich und den Jungen auf der Mauer, und das war der Schatten von Oliver Clifton.

Oliver Clifton erwarb mich nach meinen Berechnungen um 1820, als er sich am Golf von Neapel als Liebhaber aufhielt. Mein neues Leben verdankte ich diesem Mann – und der Ewigen Stadt, die wir in den kommenden Tagen erreichten und wo er nahe der Spanischen Treppe in der Rampa Sebastianello zu Hause war. Bis es seinen richtigen Anfang nehmen konnte, an dem ich fließend zu sprechen begann, mußte ich allerdings noch zwanzig Monate warten.

Nein, zeitliche Einheiten waren mir nicht mehr fremd. Ich lernte bald, sie von der Uhr abzulesen (Mr. Cliftons Comtoise-Pendeluhr stammte aus dem Besitz eines Napoleonischen Offiziers, der bis 1814 im Haus an der Rampa Sebastianello logiert hatte) und aus den Minuten- und Stundeneinheiten zielstrebig auf Tage und Wochen zu schließen. Ich hatte ja sonst nichts zu tun, als im Luftzug zu schwingen und von meinem Platz aus ins Freie auf Schluchten aus Mauern und Kuppeln zu blicken, dem Trubel zu lauschen, der zu mir ins Zimmer drang (Hufe und Rad-

reifen, Kinder- und Bettlerstimmen, Hammerschlag, Glockengewitter und Notschreie), und aus meinen Beobachtungen und Berechnungen Schlußfolgerungen zu ziehen.

Kurzum: Dieses andere Leben begann an einem Tag Ende Mai auf dem Campo de' Fiori, wo ich mit meinem Besitzer aus London der Hinrichtung dreier Banditen beiwohnte. Das Schauspiel verursachte mir einen Schauer, bei dem sich mein Nackenhaar aufstellte, was umso schwindelerregender war, als ich diese Empfindung noch niemals erlebt hatte.

Nicht in der Absicht, mir mit diesem Schauspiel einen Schock zu versetzen, nahm mich Mr. Clifton mit. Er wollte im Anschluß der Einladung seines Bekannten Lord Gifford zum Mittagmahl folgen. Er steckte mich gern zu Gesellschaften ein, wo er mich seinen englischen Landsleuten zeigte, die er in der Regel von Herzen verabscheute. Nein, Clifton ahnte nichts von meinem Seelenleben. Ich hatte bis zu diesem Tag nicht erkennen lassen, mehr mitzubekommen von der Welt, als er annehmen durfte.

Gelegenheit hatte ich mehrfach besessen. Nachts kam mein Besitzer, der schwer in den Schlaf fand, zu mir ins Empfangszimmer, wo er im Hemd auf und ab rannte. Er legte mir Fragen und Antworten in den Mund, Bedenken, Entgegnungen, Annahmen, ich weiß nicht was, die er abwehrte oder mit Dankbarkeit aufgriff. Indem er sich scheinbar mit mir unterhielt, sprach der in sich zerrissene Mensch mit sich selbst. Es dauerte, bis ich verstand, was er von sich gab, mir waren beide Sprachen, die er miteinander vermischte, Englisch und Italienisch, zu Anfang noch unbekannt.

In diesen Nachtstunden ging es um Dinge, auf die ich mir erst einen Reim machen mußte: Um seine laufende Scheidung in London und Liebschaften, die er nicht sonderlich ernst nahm; Kirchengheimnisse und Spione – er war eine Weile Spion des britischen Monarchen, des umnachteten Georg III., gewesen; und um seine ewigen Schmerzen im rechten Bein, das von Geburt an zu kurz war und aus meinem englischen Herrn einen Hinkefuß

machte. Seine eindrucksvoll hohe und jugendlich straffe Gestalt stand im Widerspruch zu seinem Gang.

Man sagte zu Recht, er sei eine Erscheinung: Um seinen Charakterkopf lockte sich schwarzes und volles Haar, Cliftons Nase war gerade und schmal an der Spitze, mit der sie empfindlich und dreist in die Luft ragte, Lippen mit sinnlichem Schwung, ein energisches Kinn und eindringlich blaugraue Augen verliehen meinem zweiten Besitzer den letzten Schliff. Mehr als das: Ein metallischer Glanz in den Augen erweckte den Anschein, als leide er an einem Fieber. Der Mann imponierte mit einer Beredsamkeit, die von Sticheleien und scharfsinnigen Frechheiten bis zu Ernst und poetischer Leidenschaft reichte. Seine Stimme war abwechselnd weich und harmonisch (und konnte an eine Umarmung erinnern), sachlich und klar oder schneidend und scharf. Oliver Cliftons Erfolg in der Damenwelt, den selbst sein hinkender Gang nicht verringerte, der im Gegenteil weibliche Teilnahme wachrief an einem sein Wesen vertiefenden Leiden, konnte, mit anderen Worten, nicht weiter erstaunen, auch wenn ich mich in diesen Dingen nicht auskannte.

Nicht schwer zu erraten, warum ich es vorzog, dem Mann zu verhehlen, was sich in mir abspielte. Ich wollte meinen Besitzer nicht mutwillig umbringen! Gut, er war standhafter als seine Landsleute oder sein italienisches Dienstpersonal, die sich vor meinem Aussehen grausten. Nicht nur der Reiz, der vom Schaurigen ausgeht, hatte Clifton zum Kauf eines Schrumpfkopfs bewegt, selbst wenn er den modisch romantischen Kitzel, der in der Gesellschaft verbreitet war, teilte, und sich mit Bekannten und Freunden zum Zeitvertreib Schauergeschichten ausdachte, die man sich nachts in Salons oder Pavillons vortrug.

Oliver Cliftons Beziehung zum Schaurigen ging tiefer als die seiner englischen Mitmenschen. In einer Mischung aus Aufruhr und Forschungstrieb, der sich von herrschenden Sitten nicht bremsen ließ, versenkte er sich in den Schmutz. Seinetwegen blieb er in der Ewigen Stadt, die an Unrat verschwenderisch war.

Umso mehr, als Arkaden und Kirchen, erhabene Tempel- und Thermenruinen von Bergen an Abfall und Bettelvolk wimmelten.

Es war diese Kluft zwischen Dreck und Erhabenheit, Krankheit und Liebreiz, Entstellung und Harmonie, die meinen Besitzer aufs Grimmigste fesselte. Von Zeit zu Zeit schleppte er einen Backfisch heim, den er in den Gassen vom Pferd aus entdeckt hatte, ein knochiges, spitzes und fiebriges Menschenkind – gegen zwanzig Quattrini, die er mit der Mutter aushandelte, kam es bereitwillig mit.

Bei sich in der Wohnung ließ er es ein Bad nehmen und in ein durchsichtiges Hemd steigen, das nichts versteckte, von spitzigem Busen und haarloser Scham bis zu vorspringenden Rippen und Stecken von Schenkeln. Alle waren sie verlaust, voller Wanzen- und Flohstiche, husteten bellend und kratzten sich ausgiebig. Wenn sie im Beisein des Hausherrn, der sie nur studierte und selber nichts zu sich nahm, zur Nacht speisten, bedienten sie sich mit den Fingern und schmatzten begierig.

Ich wußte das alles und wußte es nicht. Mein Bewußtsein war mit einer Karte vergleichbar, auf der meine Einsichten nichts als versprengte und von weißer Leere umbrandete Inseln waren.

Ich sagte bereits: Es war nicht meine Absicht, meinem zweiten Besitzer zu schaden. Und das konnte passieren, wenn ich sprach. Ich hatte es bei Don Francisco erlebt, diese erste Erfahrung war mir eine Warnung. Und falls er starb ... wo blieb ich? Es anderswo besser zu haben, als an meinem Platz im Empfangszimmer bei Mr. Clifton, war eine verwegene Annahme. Warum sollte ich mich ohne Not in Gefahr bringen?

An diesem Punkt waren wir, als er mich an einem Maitag bei Sonnenaufgang von der Schnur hakte und in der Weste verstaute. Das passierte in Hast und war leichtfertig. Aus der Weste verlor er mich leichter als aus seiner Rocktasche, die in der Regel mein Platz war, wenn er zu Gesellschaften aufbrach. Das war Clifton und mir erst vor kurzem passiert, ein Erlebnis, an das ich mich ungern erinnere.

Sein Pferd scheute bei diesem Ausritt vor zwei aus dem Octavianbogen ratternden Karren, mit Feuer- und Schwertschluckern, Liliputanern und Riesendamen, fahrenden Leuten, die Krach und Klamauk machten. Ich fiel in den Dreck, geradewegs vor einen streunenden Hund mit vorstehenden Rippen und milbenzerfresenem Fell, der mich sabbernd beschnupperte und in sein Maul nahm, wieder fallen ließ, jaulte und bellte. Dieses Bellen veranlaßte Clifton, sich umzudrehen. Er schwang sich vom Sattel, verscheuchte den Hund mit einem Fußtritt und rettete mich aus der Schmutzwasserlache, in der ich schwamm.

Es hatte auch Vorteile, in seiner Weste zu stecken. Wenn sich der Stoff nur um eine Idee verschob, konnte ich meine Umgebung in Augenschein nehmen. Bereits auf dem Platz vor dem Pantheon, wo man auf Steintischen Stockfisch und Brassen ausbreitete, schob er mich versehentlich halb aus der Tasche, indem er sein Opernglas gegen den Bauch preßte. Ich linste in Gassen mit Ochsenfuhrwerken, die sich zwischen krummeln Menschen einen Weg bahnten, zu Frauen mit Hauben und Flechtkorb im Arm und in Hausecken klebenden Bretterlatrinen, dusteren Treppenhausfluren und glitschigem Abfall.

Vor dem Campo de' Fiori verdichtete sich die zur Hinrichtung eilende Menge. Man schubste sich, trat gegen Waden und Kniekehlen, ohne es grob oder grimmig zu meinen. Mein Besitzer und ich waren Teil eines Volksaufmarschs, der in seinem Taumel besinnungslos war. Es jauchzte und jubelte von allen Seiten. Ein Ellbogen landete auf meiner Nase, was mir, wie man weiß, keine Schmerzen verursachte, mich allerdings in seiner Weste versenkte. Wieder blind steckte ich eine Reihe von Hieben ein, die mich im Dunkeln auf Scheitel und Stirn trafen.

Daß ich einer Hinrichtung beiwohnte, war mir nicht klar. Oder besser: Ich wußte nicht, was eine Hinrichtung war. Ich mußte zwar eine Enthauptung erlebt haben – nur erinnerlich war sie mir nicht. Kurz: Ich ahnte nicht, was mir bevorstand, als ich wieder Gelegenheit hatte, ins Freie zu schielen.

Es war ein Hosenmatz, der mir zur Sicht aufs Schafott in der Mitte des Platzes verhalf. Dieses Kerlchen in speckig-zerrissenen Lumpen mit verschorftem Gesicht und verkrustetem Haar lehnte sich atemlos an meinen Besitzer und verkrallte sich mit seinen Fingern im Westenstoff, den er unwissentlich in die Tiefe zog.

Mr. Clifton bemerkte das magere Kerlchen nicht – und falls dieses den Fremden, der mit seinem Opernglas vor beiden Augen zum Holzpodest blinzelte, hatte bestehlen wollen, vergaß es sein Vorhaben. Und das war mehr als begreiflich. Am Platzende tauchte ein Trupp von Soldaten auf, um mit Bajonetten den Weg freizumachen – es entstanden zwei seitlich wegkippende Wogen im Menschenmeer –, auf dem zwanzig Priester, die alle maskiert waren, vor dem Pferdekarren mit den zum Tode Verurteilten, betend und singend zum Schafott schritten. Es folgte ein Aufzug aus Honoratioren und mit Trommeln und Rasseln Krach machendes Volk. Die aufrecht im Holzwagen schwankenden Spitzbuben, in Ketten und Eisenringen um Hand- und Fußgelenk, hatten verbundene Augen. Alle drei hoben das Kinn, um zu lauschen, ob sie bereits beim Schafott waren, oder der Aufzug aus anderem Anlaß zum Stehen kam.

Wie gesagt, ich verstand nicht, was vor sich ging, als man den ersten Verbrecher vom Pferdekarren holte, der mit klirrenden Schritten zum Holzpodest tippelte, das er auf einer sechsstufigen Treppe am Rand erklomm, schleppend und schwer, von den Ketten behindert, sich, von einem der halbnackten Henker empfangen, mehr strauchelnd als zaudernd zur Fallbeilmaschine bugsieren ließ, die mit Pfosten und Querbalken drei Meter hoch in die Luft ragte, wo das im Sonnenschein blendende Messer hing. Als ein Priester dem Dieb seinen Segen erteilt hatte, tippelte dieser mit Hilfe des Scharfrichters zum Brett auf der anderen Seite des Apparats und fiel mit dem Bauch auf die Bank.

Ich erkannte viel mehr, als mir lieb war. Ich hatte den Mann auf dem Brett nahe vor Augen. Sein Gesicht mit den bebenden Lippen, den Schweißperlen, die aus den Haaren zur Binde ran-

nen – auf der sich gerade zwei Fliegen begatteten –, mahlenen Kiefern und pochenden Stirnadern, Blasen aus Speichel und Rotz in den Mundwinkeln, dieses vor Grauen zerfallende Gesicht, als der Henker dem Dieb seine Binde abstreifte, schien von mir keinen Meter entfernt. Ich brauchte kein Opernglas – anders als Clifton –, um den vor der Fallbeilmaschine bereitstehenden Holzzuber dicht vor meine Augen zu holen.

Das war eine neue Begabung, von der ich bis zu diesem Tag nichts bemerkt hatte. Sie mochte sich der Wiederholung verdanken, dem vom Hinrichtungsschauspiel verursachten Kurzschluß mit einer tief im Bewußtsein vergrabenen Erinnerung, die meine Sinne aufs Schmerzlichste anspannte.

Als der Scharfrichter den Mechanismus in Gang setzte und den Eisenblock losschickte, an dem das Messer hing, um dem Mann in der Tiefe den Kopf abzuschneiden, ließ der Steppke vor uns meinen Besitzer schlagartig los, ich verschwand wieder in der Versenkung und war meiner Aussicht beraubt. Ich mußte mich auf meine Ohren verlassen, die mir einen klatschenden Aufprall vermeldeten, dem ein Schrei folgte, vielstimmig, tausendfach, der aus der Menge zum Himmel aufstieg. Mein Besitzer, der in den vergangenen Minuten versteinert gewesen war, keuchte und taumelte. »Laßt mich, zum Teufel! Lascatemi!« schimpfte er und rammte seinen Ellbogen in alle Richtungen. Er hatte sein Opernglas fallen lassen und brauchte Platz, um es wieder vom Boden zu klauben.

Als er sich aufrichtete, stemmte er es erneut in die Seite und preßte mich halb aus der Weste. Man bugsierte den zweiten Verbrecher aufs Holzpodest, einen jungen Lulatsch mit schlenkernen Gliedern, der den Eindruck erweckte, als ob er nichts ernst nehme. Vom Henker empfangen, hatte er sich mit Ungeduld von seiner Binde befreien lassen und schnitt schiefe Grimassen ins Publikum, das seine Faxen mit Juchzern erwiderte. Nur vor dem weihrauchfaßschwenkenden Priester nahm er sich zusammen und ließ sich in Andacht und Ehrfurcht den Segen erteilen.

Als das erledigt war, zeigte der Lulatsch der Fallbeilmaschine die Zunge. Das ließ die Menge in Heiterkeit ausbrechen. Vor kindischer Beifalls- und Zuneigungssucht trieb der Mann mit der Apparatur seinen Schabernack, die er studierte, als ob er vor Lerneifer platze. Er umarmte den Pfosten mit komischem Augenrollen, faßte das Seil an und wedelte mit seinen Fingern, als habe er sie sich verbrannt. Das brachte den Henker auf Trab, der den Witzbold zur Bank scheuchte, eine Hartherzigkeit, die der Menge nicht paßte, er mußte Beschimpfungen und Pfiffe einstecken.

Bis zum Schluß blieb der junge Bandit seinem Jokus treu und steckte mit hechelnder Zunge im Halskragen, pustete, japste und zog seine Nase kraus, was die Menschenansammlung zu rasendem Johlen anstachelte, einem Johlen zwischen Grauen und Zerstreuungslust.

Mein am Scheitel befestigtes Trageband mußte sich an einem Knopf oder sonst was verhakt haben, und als Mr. Clifton sein Opernglas ansetzte, versank ich nicht mehr von allein in der Weste. Ich ahnte nichts Schlimmes – ich wollte nichts Schlimmes ahnen –, und ließ das Blut auf den Pfosten, an Zuber und blinkendem Beil außer Acht. Um ehrlich zu sein, ich verfolgte belustigt, was sich auf dem Holzpodest abspielte, ohne zu wissen, warum ich erheitert war.

Umso beklemmender war die den Campo de' Fiori schlagartig ergreifende Stille. Einer der Scharfrichter trat an den Pfosten. Er bediente den Hebel, der Eisenblock schoß in die Tiefe und hieb mit dem Messer den Spitzbubenkopf vom Rumpf, den der andere Scharfrichter an seinem Schopf aus dem Korb holte und vor dem johlenden Volk in der Luft schwenkte, diesen Kopf, der sein komisches Augenrollen, Hecheln und Japsen nicht einstellen wollte.

Oh, mir war schwindlig, ich hatte nur in alle Richtungen zerberstende Sterne vor Augen. Und es meldete sich dieser Brechreiz, der mir aus der Zeit im Kabuff Juliettas vertraut war und der umso qualvoller wirkte, als ich keinen Magen besaß und nichts ausspeien konnte.

Im Nebel aus Schleiern und Sternen blieb der dritte Halunke ein fleischig-stiernackiger Schemen. Das sei der Anstifter, raunte man sich in der Menge zu. Dieser Spitzbube wehrte sich, teilte mit Armen und Ketten aus, zeterte, schimpfte und flehte, und machte das Eingreifen zweier Soldaten erforderlich, die den Scharfrichtern beistehen mußten. Sie schleiften den Mann, der absichtlich zu Boden ging und sich in den Holzbohlenspalten verkrallte, zu viert bis zum Priester, dem er in die Wade biß, und – ohne Segen – zur Bank vor dem Halskragen. Er wollte nicht aufgeben, spuckte und kratzte. Selbst als man den Schurken mit Riemen aufs Brett schnallte, schnappte er fieberhaft nach seinen Scharfrichtern, bis sie dem Mann einen Knebel ins Maul stopften. Er zuckte und zappelte weiter.

Ich konnte mich nicht mehr zusammenreißen. Diesen verzweifelten Lebenstrieb kannte ich. Meine versunkene Erinnerung schoß mir mit der Heftigkeit eines elektrischen Schlags ins Hirn und setzte mein Schweigegebot außer Kraft. Ich heulte als erstes: »Señor! No lo haga!«, als ob ich im Schreibzimmer von Don Francisco sei, der mich mit seiner Machete zerteilen wollte. Ich bemerkte meinen Irrtum und schrie in einem Englisch, das vor Erregung und fehlender Erfahrung nicht sicher war: »Doodle not do it not! Let him to life, my good!« Meine Stimme war auffallend schriller als seinerzeit vor dem Vertreter der Spanischen Krone.

Oliver Clifton war merklich verwirrt. Trotz des Taumels, der alle erfaßt hatte, ließ er sein Opernglas sinken und zerrte mich an meinem Trageband aus seiner Weste. Sein Seufzer verriet, er mißtraute sich selbst und ging von einer Einbildung aus. Und um mich zu studieren, hatte er keine Zeit. Wieder verstaute er mich in der Tasche und wieder, vor achtloser Eile, nur halb.

Voller Grauen erkannte ich, was auf dem Holzpodest vor sich ging, wo der Nacken des Spitzbuben nicht in den Halskragen paßte. Scharfrichter, Priester und beide Soldaten schrien gegen den seinerseits schreienden Mann auf der Holzbank an – es war mehr ein durchdringendes Quieken als Schreien, bei dem es mir

vorkam, als ob sich mein Nackenhaar aufstelle –, und quetschten vereint seinen Hals in den Halbmondkreis, was eine vergebliche Anstrengung blieb, sie kriegten den Halskragen nicht richtig zu. »No! Non uccidere!« heulte ich wieder los, »would you the goodness have! Lascia il vivere!« Auch mein Italienisch war linkisch und schlecht. Man drehte sich zu meinem Besitzer aus London um, teils witzelnd, teils unwillig keifend: »Silenzio!«

Rums! sauste der Eisenblock mit seinem im Sonnenschein blitzenden Beil auf den Mann in der Tiefe. Als der Henker den Kopf des Halunken nicht hochreißen und an den Haaren in der Luft schwenken konnte – er hing, halb verfehlt von der Schneide, im Halskragen und klapperte mit seinen Augen und Zahnstummeln –, entstand auf dem Campo de' Fiori ein Brausen.

Ich erlebte das Ende des Spitzbuben nicht mehr, dem man einen zweiten Schnitt beibringen mußte, um sich seines Ablebens sicher zu sein. Das hing an den Taumelbewegungen meines Besitzers, der sich beeilte, den Platz zu verlassen –, nicht um bei den Giffords vorstellig zu werden, wo er mit seiner Liebhaberin in Neapel, Lady Emily, hatte zusammentreffen wollen – nein, jetzt hatte er Dringenderes vor: nach Hause zu hasten und mir oder dem, was ich war, auf die Schliche zu kommen.

VII

*Vom Ende meiner Einsamkeit; eine sich anbahnende
Freundschaft; vier Sinne und heilsamer Schlaf,
und ein schmerzhafter Stachel, der sich Geschlechtslust nennt*

Ach Rom, Stadt der Klarheit und Heiterkeit, Hoheit und Strenge, Begierde und Anmut. Stadt der Bogen aus meeres- und mitternachtsblauen, aus purpurnen und goldenen Himmeln, die sich von der See bis zur Bergkette spannen. Stadt der Winde, die mild oder heiß voll roten Sands aus der Sahara vom Mittelmeer wehen. Stadt der rinnenden, fließenden, spritzenden Brunnen, Stadt der Turmspitzen, Stadt der Kloaken. Stadt der Diesseitigkeit und Unsterblichkeit. Stadt der schattigen Haine, Orangen und Pinien, der Feigen, des Lorbeers, der efeubewachsenen, zweihundert Meter hoch ragenden Mauern verfallener Thermen mit Kammern und Nischen. Stadt der feuchten und stickigen Luft, der vom Sumpf vor den Toren in die Gassen eindringenden Malaria, der Epidemien, des Fiebers und Weihrauchdufts. Stadt des Gestanks aus Latrinen und Hausfluren, aufdringlich riechender Blumen, der Villen und Parks mit Zypressen und Erdbeerbaum, Stechpalmen, Wiesen, verwildert und weit. Stadt des in Sonnenschein schwimmenden Marmors, in Drillich und klimpernden Ketten das Pflaster von Unkraut befreienden Zuchthausinsassen, der kirchlichen Heuchler mit Krummstab und Bischofshut, der Waschfrauen, Kuhhirten, Kutscher und Fremden.

In dieser Stadt packten mich Leichtsinn und Heiterkeit. Ich platzte vor Lebenslust bei meinem Besitzer, der mir seine Aufmerksamkeit nicht verweigerte und mich mit Großmut behandelte. Mehr als das: In den kommenden Monaten ließ er sich von

meiner Zuversicht mitreißen und vergaß tagelang seine Schmerzen. Man konnte meinen, wir seien ein Freundespaar, das sich gegenseitig mit Mutwillen ansteckte und stellenweise ins Kindische abglitt.

Am Hinrichtungstag, als wir heimkamen, befestigte Clifton mich an meiner Schnur im Empfangszimmer und hinkte zum Spieltisch, wo er in den Sessel sank. Er rieb sich das Bein mit verzerrtem Gesicht. Seine Neugier besiegte den Schmerz. »Was sagst du zur Fallbeilmaschine? Ich kann dir versichern, sie arbeitet sauberer als unser Londoner Henker mit seiner Axt ... außer beim dritten Banditen, naja ... ansonsten ein Fortschritt, das kann man nicht leugnen ... du sicher als letzter, ich denke, dich haben sie mit einem Messer enthauptet, nicht wahr?« – »Kann mich nicht erinnern«, entgegnete ich, selbst verwirrt von der Klarheit und Kraft meiner Stimme.

Clifton hieb mit der Faust auf den Spieltisch. »Zum Teufel, es stimmt ... er kann sprechen ... er spricht!« Er riß sich zusammen und kam aus dem Sessel hoch. Schleunigst verriegelte er sein Besuchszimmer und hinkte in Eile zur Ecke, in der ich hing, wo er den schlaffen, mein Auge bis auf eine Ritze verschließenden Deckel anhob. Seufzend ließ er mein Lid wieder zufallen. »Er hat eine Seele ... er lebt ... ist lebendig ... ich kann es erkennen«, bemerkte der Mann erstickt. Wieder im Sessel schlug er seine Hand vor die Augen, um mit dieser Neuigkeit fertig zu werden.

Wir verbrachten drei Tage allein miteinander im Zimmer. Mein Besitzer ließ niemanden ein, keinen Besucher, der vorsprach, und nicht seine Diener. Anfangs wollte er auch keine Mahlzeiten zu sich nehmen, nur seinen Tee mußte man auf die Schwelle stellen. Er vergaß seine Ware im Hafen Livornos – Vasen und Inschriften, Architekturteile, Edelmetalle, Skulpturen und Bronzen –, die man nur in seinem Beisein aufs Schiff laden durfte.

Lady Emily, die er bei Giffords versetzt hatte, schickte Laufungen mit Briefen an seine Adresse. Sie erhielt keine Antwort, bis sie sich erniedrigte und bei Nacht in die Rampa Sebastianello

kam. Trotz Cliftons Anweisung, niemanden zu empfangen, ließ man Lady Emily, die mit einem Duca aus Vietri sul Mare verheiratet war, eintreten und brachte sie vor sein Empfangszimmer. Aus seiner Achtlosigkeit gegen sie und den Stimmen, die hohl in den Korridor drangen, schloß sie auf den Besuch einer anderen Liebhaberin. Lady Emily machte einen Heidenrabatz, von dem er sich nicht im Geringsten beeindruckt ließ. Er beugte sich nur in den Hof und befahl seinem Knecht, sie notfalls mit Gewalt aus dem Haus zu entfernen.

Cliftons Dienerschaft fand sein Verhalten besorgniserregend. Und meine Stimme, die keinem im Haus entging, verursachte wildeste Spekulationen. Von einer zweiten Person war nichts zu erkennen, kein zeitweise am Fenster erscheinender Schemen, kein zweiter Schatten an Decke und Wand. Außerdem machte der Herr keine Anstalten, seinen heimlichen Gast zu bewirten – und der zur Entleerung vorm Zimmer bereitstehende Nachttopf enthielt nicht mehr Stuhlgang als sonst.

Meine Stimme war silbrig und flattrig, nicht tief und voll, und ließ sich mit der meines Herrn nicht verwechseln. Ob Mr. Clifton verwirrt war und in seinem Zimmer mit einer Besucherin redete, die er sich nur einbildete und der er eine Stimme lieh? Oder war er vom Teufel besessen? Ja, war es der Satan selbst, der mit dem Hausherrn in seinen vier Mauern verhandelte? Man konnte nie sicher sein bei diesen Kimmerern, die auf einer feuchtkalten, schummrigen Insel zu Hause waren!

Von den Ahnungen und Annahmen seines Gesindes berichtete mir mein Besitzer am vierten Tag, als er zwei der im Haushalt arbeitenden Frauen in den Gassen der Stadt wieder einsammeln mußte. Aus Grauen vor Teufel und Teufelszeug hatten sie sich bei Verwandten versteckt. Sie heimzuholen war alles andere als einfach, was meinen Besitzer und mich in den kommenden Monaten umso verschwiegener vorgehen ließ.

In den besagten Empfangszimmertagen hatten Clifton und ich tausend Dinge beredet, die ich nur noch schwer auseinanderbekomme. Er wollte als erstes meinen Namen erfahren. »Ist mir unbekannt«, stammelte ich. Bei seinen Erkundigungen zu meiner Herkunft ging es meinem zweiten Besitzer nicht besser. »Wer bist du?« verlangte er von mir zu wissen, »man sollte ja meinen, ein Indianerkopf, eine von anderen Indianern enthauptete Rothaut ... das kann nicht stimmen ... ich wette, du bist keine.«

Clifton kannte sich aus mit Indianergesichtern, er hatte in London Indianer studiert, die, lebend verschifft, auf der Reise verstorben waren, meine Haut sei zu hell, das erkenne man trotz der Behandlung, und anders, als es bei Indianern normal sei, fehle es mir an der typischen Falte am Augenrand. Auch sei mein Haar zu braun, um indianisch zu sein. Ich sei, by the Devil, ein Weißer! Ob ich Italiener sei, Spanier, er konnte es sich nicht verkneifen, zu kichern, am Ende ein Landsmann? »Alles vergessen ... ich weiß nicht mehr, wer ich gewesen bin«, sagte ich schuldbewußt.

Mein Besitzer sprang wieder vom Sessel hoch und humpelte von einer Ecke des Zimmers zur anderen. Und vor Neapel, wo er mich entdeckt habe, wo ich vor Neapel zu Hause gewesen sei? »Bei Don Francisco Ramirez, in Caracas ... ich baumelte in seinem Schreibzimmer« – »Hm. Ich verstehe«, erwiderte Clifton, der sich im niedrigen Sofa, auf dem er sich ausstreckte, von meinen Erlebnissen bei Don Francisco berichten ließ. Wenn ich zu hastig sprach und mich verhedderte, fiel mir mein Besitzer ins Wort. Und ich verschwie meine Vorzeit im Urwald nicht, die mir verschwommen – verschwommener als heute – vor Augen stand. »Wer weiß, ob du nicht eine Ewigkeit auf diesem Felsen verbracht hast«, bemerkte der Hausherr, der wieder aufstand, um mich zu betrachten. »Was, zum Teufel, beherrscht du noch, außer zu sprechen? Dein Gesichtssinn scheint vollkommen intakt zu sein, selbst wenn dir nur eine Ritze zum Blinzeln bleibt.« – »Und ich brauche kein Opernglas«, sagte ich stolz. Clifton kratzte sich an seinem Lockenkopf. »Schall kannst du

wahrnehmen, das wissen wir ... Schmecken?« Ich verband keine Sinnesempfindung mit diesem Wort. »Und riechen?« verlangte er von mir zu wissen.

Oh, mit meinem Geruchssinn verhielt es sich seltsam. Wenn das von Pepito traktierte Pecarischwein vor Raserei sein Sekret in die Luft spritzte, hatte ich einen schmutzigen Schleier erkannt. Und diese Wahrnehmung hatte sich wiederholt, wenn es in Reichweite aufdringlich stank und Anibal oder mein erster Besitzer Schweiß- und Uringeruch um sich verbreiteten (zu dieser Zeit wußte ich nicht, was das war), der mir als schmierige Dunstschicht erschienen war und einen wabernden Ring um sie bildete. Mein Geruchssinn entwickelte sich, und von Woche zu Woche nahm meine Empfindlichkeit zu. Mit dem Latrinendampf, der aus den Gassen bei stehender Hitze in unsere Wohnung zog, standen mir an meiner Schnur in der Ecke den Sonnenschein verschluckende Schwaden vor Augen, eine Verschiebung im Wahrnehmungsapparat, die ich dem Hausherrn weitschweifig verdeutlichen mußte.

Mit diesen Dingen verging unser erster Tag. Vorm Leibstuhl, in dem sich sein Nachttopf befand, zerrte Clifton das Hemd aus der Hose, um sich zu erleichtern. Abrupt hielt er inne und kniff beide Augen zusammen. Erst in seiner Verlegenheit machte er sich bewußt, was ich an meinem Platz alles mitbekommen haben mußte: Alles, von seinen Beichten in schlaflosen Nachtstunden bis zu Damenbesuchen und Liebesvereinigungen. »Ich kriege einen Harnverhalt in deiner Gegenwart«, meinte er grimmig und hinkte, seinen Nachttopf im Arm, in einen anderen Winkel des Zimmers, der meinem Gesichtskreis entzogen war.

Nachts rollte sich mein Besitzer vor mir auf der Liegebank neben der Wanduhr zusammen, schnarchte und knirschte mit seinem Gebiß, und ich konnte mich nicht mehr zum Wachbleiben zwingen. Nicht wach zu sein, hatte ich niemals erlebt. Mein versunkenes Vorleben als reine Anschauung war ja ein ewiger Wachtraum gewesen. Und selbst bei meinem ersten Besitzer in Caracas hatte ich Schlaf nicht vermißt.

In dieser Nacht war das anders. Vom Hinrichtungsschock auf dem Campo de' Fiori und der Anstrengung endlosen Sprechens benommen, versank mein Bewußtsein im Nichts. Ja, ich erwachte erst, als mein Besitzer bereits vor dem Zuber mit Waschwasser prustete, den er sich hatte vors Zimmer stellen lassen, Gesicht, Brust und Achseln bespritzte und seine Rasur vornahm. »Good morrow«, versetzte ich gegen den Hausherrn, seinen Lieblingsgruß, den er beim Aufstehen schmetterte. »Ah, wieder bei Sinnen«, erwiderte Clifton, »ich sage dir, Schrumpfkopf, du kannst nicht nur sprechen ... du schnarchst!« Vor Heiterkeit war er nicht ausreichend achtsam und brachte sich mit seinem Messer einen Schnitt an der Kehle bei. Ich entgegnete nichts, teils verwirrt von der Nachricht, zu schnarchen, teils noch duselig von der vergangenen Nacht.

Diese Bewußtlosigkeit war erholsam gewesen. Ich kam mir lebendiger, klarer, beschwingter vor und bemerkte an mir eine Zuversicht, die mit dem Wissen zusammenhing oder der Ahnung, von heute an nicht mehr alleine zu sein. Ich stellte mir meinen Besitzer als Freund vor, dem ich mich aufrichtig anvertrauen konnte. Diese Freundschaftsidee war noch wirr und verhalten, und ich konnte nicht sicher sein, ob sie auf Beifall stieß. Gut, er widmete mir Anteilnahme und Zeit und benachrichtigte seine Dienstboten mit einem Klingelzug, sein Wasch- und Rasierwasser wegzubringen und eine Kanne mit Tee auf die Schwelle zu stellen. Und er verbrachte mit mir seinen zweiten Tag, ohne Lord Gifford, der heimreiste und sich verabschieden wollte, im Haus zu empfangen.

Am zweiten Tag horchte ich meinen Besitzer aus, der mir bereitwillig Rede und Antwort stand. In seinen schlaflosen Nachtstunden hatte ich Dinge erfahren, die ich mir nur zum Teil oder nicht im Geringsten zusammenreimen konnte. Was Wirtschaft und Handel anging, war ich vollkommen ahnungslos. Ich ließ mich von Clifton in seinen Beruf einweihen, den Handel, den er ohne Leidenschaft, wenn nicht mit Abscheu

und trotzdem erfolgreich betrieb. Zu handeln, das hatte er bei seinem Vater erlernt, einem strengen Puritaner, von dem er bei-leibe nicht freundlicher sprach als im Allgemeinen vom Kaufmannsberuf. Ach, er haßte das alles, Erwerbstrieb und Sparsamkeit, Enge, Moral und die von seinen Eltern vertretenen Ideen vom verworfenen Menschen, dem nichts anderes erlaubt ist, als Pflicht und Gesetz zu befolgen, und er haßte die englische Insel, von der diese Vorstellungen und Ideale kamen. Oh, er war kein Verfechter des Papsttums, das er, in Anspielung ans Kardinals-purpur, gerne als »madenzerfressene Pflaume« bezeichnete (wer weiß, warum ich diese Abneigung teilte, mein Wissen ums Papst-tum ging zu dieser Zeit gegen null).

Der Kirche zu schaden, fand Clifton nicht schlimm – und umso weniger, wenn es sich auszahlte. Das war sein alleiniger Antrieb gewesen, sich als Spion in den Dienst seines Landes zu stellen und Kirchengheimnisse auszukundschaften, eine Aufgabe, die seinem Gewerbe zugute kam. Als er mit seinem Handel ausreichend verdiente, ließ er den Agentendienst schleifen und meldete nur noch Belanglosigkeiten nach Hause.

In der ersten Zeit merkte ich nichts von dem meinen Besitzer zerreißen den Widerspruch. Es dauerte, bis ich in menschlichen Seelenhaushalten bewandert war. Clifton lehnte den kleinlichen Kaufmannsgeist herrisch ab – und achtete wiederum beim Feilschen und Schachern peinlichst auf seinen Gewinn. Er, der ein sparsames Leben mißbilligte und es liebte, sein Geld aus dem Fenster zu schmeißen, konnte vor Raffgier und Geiz aus der Haut fahren und hatte nichts anderes als seinen Besitz im Sinn, den er mit allen Mitteln verteidigen mußte, sei es vor seiner Frau, Mrs. Lilia Clifton, beim laufenden Scheidungsverfahren in London, sei es vor Liebhaberinnen, die angaben, er sei der Vater von diesem und jenem Kind. Er platzte vor Mißtrauen, wenn mit der Kundschaft vereinbarte geldliche Anweisungen ausblieben, und ritt wieder und wieder zum Bankhaus Torlonia, bis man den Eingang des Geldes quittierte.

Mit seinem Englandhaß war es nicht anders. Er beteuerte, nie mehr einen Fuß auf die heimische Insel zu setzen und hielt es keinen Tag ohne seine verachteten Landsleute aus, die in der Ewigen Stadt zu Besuch weilten. Auf Londoner Klatsch konnte er nicht verzichten. Er rechtfertigte das mit der Notwendigkeit, in Erfahrung zu bringen, ob ein neuer Kunde als achtbar galt und sein Vertrauen verdient hatte oder ein alter Vertragspartner kurz vorm Konkurs stand.

Sicher, er stellte sich frech und vermessen an. Gegen zwei Damen, die seine robuste Erscheinung bekomplimentierten, versetzte er: »Myladys, es ist unentschuldig, nicht blasser und leidender auszusehen, Sie haben recht. Bei der Luft dieser Stadt, der miasmenvergifteten, geht alle Welt von meinem baldigen Ableben aus, nicht wahr? Oh, es tut mir von Herzen leid, wenn ich nicht krank bin und keinen interessanteren Eindruck vermittele!« Und zu zwei anderen Damen, die ab und zu an einem Kamillebund schnupperten, sagte er: »Ja, es stinkt in der Ewigen Stadt, es stinkt schauerhaft, und man weiß nie, ob nach Blumen oder eher nach Scheiße.« Mir verlieh er einen englischen Spitznamen, keinen italienischen, und rief mich »Peewee«. Mich machte nur selig, von Oliver Clifton einen Namen verliehen bekommen zu haben.

Ich erinnere noch eine andere Sache, die wir in den besagten drei Tagen besprachen, umso mehr, als mich Cliftons Erwiderung verwirrte. Es hatte mich nie im Geringsten beleidigt, was er mit seinen Besucherinnen anstellte, wenn sie es zum Liebesspiel nicht mehr ins Schlafzimmer schafften. Ich fand nichts Abscheuliches oder Verwerfliches an den Verrenkungen auf der Ottomane, an Kolbenbewegungen und strampelnden Beinen. Von Moral oder Scham hatte ich keine Ahnung. Es befremdete mich, das war alles.

An unserem dritten Empfangszimmertag bat ich meinen Besitzer um Auskunft. »Darf ich mich erkundigen«, wollte ich wissen, »was Sie mit den Frauen auf der Liegebank machen? Mir kommt dieses Spiel nicht besonders bequem vor ... zugegeben, ich kann es nicht richtig beurteilen ... ich meine, ich bin nicht befugt zu

ermessen ... was bequem oder unbequem ist, will ich sagen ... mir fehlen ja Gliedmaßen, die man verrenken kann ...«

Clifton ließ sich in seinen Marquisesessel fallen und zauderte mit einer Antwort. »Mir ist unbequem, wenn man mich in eine Tasche knautscht«, plapperte ich, »oder in einen Beutel, wo ich blind bleibe und mich im Finsteren langweile ...« – »Nein«, meldete sich mein Besitzer, »das kennst du nicht. Du bist empfindungslos gegen den Schmerz. Und es ist ein schmerzhafter Stachel, der mich zu den Frauen auf die Ottomane treibt. Er gibt keine Ruhe, er piesackt und peinigt mich. Es ist ein Schmerz, der mich aufreizt, das stimmt. Ein Schmerz, der mich mitreißen kann und begierig macht, begierig, noch tiefer im Schmerz zu versinken ...« Ich war verwirrt. »Dieser Schmerz ist auf Dauer aus?« fragte ich. »Nur dieser«, bejahte er, »den man Geschlechtslust nennt.«

Ich traute der Auskunft nicht hundertprozentig. Mir blieb schleierhaft, warum ich an meinem Besitzer kein schlimmeres Leiden bemerkt hatte, wenn er sich auf seinen zappelnden Damen verausgabte. Schmerzen waren mit schlimmeren Leiden verbunden, das hatte ich bei Don Francisco beobachtet, an seiner Mißhandlung der beiden Kreolinnen, dem beißenden Juckreiz, an dem er verzweifelt war, oder als er den Anibal von seinem Engelchen mit dem Seekuhhautriemen hatte auspeitschen lassen.

Trotzdem bedauerte ich, keine Schmerzen zu kennen, und gegen den schmerzhaften Stachel immun zu sein, mit dem mein Besitzer sich auf seine Freundinnen legte.

VIII

*Von den beiderseitigen Vorteilen einer Freundschaft;
mein Bildungsgang in Dingen des Wissens und Empfindens;
leberkranke Lords und Benimmregeln samt einer
Zufallsbegegnung mit Folgen*

Ich sprach bereits von der heimlichen Freundschaft, die meinen Besitzer und mich in der kommenden Zeit miteinander verband. Mir verhalf sie zu Bildung und tiefen Empfindungen und Clifton zu auffallender Frische und Energie, was man in seinen englischen Kreisen bemerkte und postwendend ins Mutterland meldete.

Das wiederum sollte sein laufendes Londoner Scheidungsverfahren in Schwung bringen. Schwiegermutter und Frau hatten, Clifton zufolge, aufgrund von Berichten heimkehrender Reisender auf seinen baldigen Tod spekuliert, umso mehr, als ein Doktor aus Brighton, der meinem Besitzer zu Pferd auf dem Weg nach Foligno begegnet war, diese Berichte beglaubigte. Angeblich litt er an einem nicht heilbaren Fieber, das man sich im Sumpf vor den Toren der Ewigen Stadt zuzog. Das hatte den Mistress Lilia Clifton beratenden Anwalt veranlaßt, auf Zeit zu spielen, bis Clifton ins Gras biß und seine Klientin das Erbe des Ehemanns antreten konnte, ein Plan, der im Handumdrehen sinnlos erschien, als man in London von Cliftons Erholung erfuhr.

Mit der Nachricht vom Scheidungsverfahren, das wieder ins Rollen kam, nahm Cliftons blendende Laune zu. Es machte meinen heimlichen Freund umso heiterer, den Anwalt der Ehefrau mit seinem vermeintlichen Fieber beschwindelt zu haben. Er nutzte Verwirrung und Schlappe beim Gegner aus, um der an-